Glauben und Wissen

1907. V. Jahrgang Heft 3, März



Geistige Strömungen der Gegenwart.

I. Das Geistesproblem.

Die geistige Lage der Zeit zeigt heute vor allem eine große Verworrenheit und starke Unsicherheit über letzte und gemeinsame Ziele: überall ein Gespaltensein der Menschheit in Parteien, oft auch ein Gespaltensein des Menschen bei sich selbst. Die Ursache dieser Verworrenheit ist unser Mangel an Konzentration, an innerer Einheit und geistiger Überlegenheit. Tiefe Wandlungen haben sich in den letzten Jahrhunderten, zumal im letzten, am Tatbestande des Lebens vollzogen und gehen auch auf das Ganze unseres Seins, aber es fehlt uns die Kraft, sie zu umspannen, auszugleichen und innerlich zu erhöhen, es bezwingen uns die unmittelbaren Eindrücke und zerreiben alle Selbständigkeit unter ihren Widersprüchen. Diese Lage erhält dadurch noch eine größere Spannung, daß alle Wandlungen der Arbeit sich schließlich zu einer großen Frage verbinden und uns ein einziges Entweder-Oder vorhalten, das, als unser eigenstes Wesen angehend, keine Verschleierung duldet und eine Entscheidung des ganzen Menschen verlangt. Die ältere Denkweise behandelte offen oder versteckt, sinnlicher oder geistiger, den Menschen als den Mittelpunkt des Alls und machte das Wohlergehen des Menschen zum Zielpunkt alles Geschehens. Diese Ansicht ist heute durch das Ganze der modernen Arbeit gründlich zerstört; nicht nur die unermeßliche Erweiterung der äußeren Welt, auch die Aufdeckung innerer Notwendigkeiten und sachlicher Zusammenhänge im eigenen Leben der Menschheit machen das Sicheinspinnen in das Bloßmenschliche zu einer unerträglichen Enge und erwecken zugleich ein glühendes Verlangen nach einem weiteren, freieren, gehaltvolleren Sein. Bei dieser Lage eröffnen sich für den Menschen zwei Möglichkeiten, die keinerlei Ausgleichung gestatten. Hat die Bewegung gegen das Beharren beim Bloßmenschlichen den Sinn, daß der Mensch sich als ein bloßes Naturwesen zu be-

greifen und all sein Sinnen und Tun dem Rahmen der Natur einzufügen habe? Dann wäre alles unterscheidend und auszeichnend Menschliche als ein verderblicher Wahn auszutreiben, alle Größen und Güter unseres Lebens hätten von der Natur ihr Gesetz und ihre Gestalt zu empfangen. Oder besagt jene Bewegung, daß innerhalb des Menschen selbst eine neue Welt, eine geistige Welt aufsteigt, und ihn unermeßlich über alle Natur hinaushebt? Beginnt mit ihm eine neue Stufe der Wirklichkeit und kann sein Seelenleben sich von innen her zu einer Welt erweitern? Dann würde zur Hauptaufgabe die Ergreifung, Aneignung und Ausbildung dieser Welt, und der Mensch müßte vor allem sich hier befestigen, sein Blick und sein Streben wären nicht sowohl rückwärts als vorwärts auf neue Höhen zu richten. So ist der Mensch heute vor eine gewaltige Entscheidung gestellt. Leider aber neigt unsere ganze Zeit mit ihren wechselnden Eindrücken nur zu sehr bald hierher, bald dorthin, sie billigt oft im Gesamturteil das eine, aber sie will auch von dem andern nicht lassen. Oft genug ist das geschildert und beklagt worden, aber umsonst, und das ist um so schlimmer, weil dieses Schwanken des Lebens mit seinem Sinken ins Profane und Ordinäre inmitten staunenswerter äußerer Leistungen geschieht, inmitten niegeahnter Virtuosität technischer Leistungen. Wir sehen eine innere Verarmung des Lebens inmitten überströmenden Reichtums!

So befinden wir uns heute in einer schweren geistigen Krise. Aber sollte, wo die weltgeschichtliche Lage die Verwicklungen erzeugte, sie nicht auch über sie hinausführen können? Sollte nicht die Notwendigkeit einer geistigen Selbsterhaltung der Zerstreuung eine Konzentration entgegenstellen? In Wahrheit fehlt es nicht an Widerständen und Gegenwirkungen gegen jene chaotische Lage, an Versuchen, ihr eine einheitliche Gestaltung des Lebens entgegenzusetzen. Schade nur, daß diese Versuche meist unter dem Einfluß dessen bleiben, über das sie hinausstreben! So bildet sich die Religion, so oft auch die Kunst ihre eigene Welt, so erzeugt die soziale Bewegung eine eigentümliche Weltanschauung, so erweitern sich auf intellektuellem Gebiet namentlich oft auch die Naturwissenschaften zu einer allumfassenden Philosophie. Die Kühnheit des Weltgedankens ist jetzt von den Philosophen zu den Naturforschern gewandert, und es fehlt hier nicht an kecken Husarenritten in das Land der Wahrheit.

So entstehen eigentümliche Durchblicke, deren Faßlichkeit die Gemüter bezaubert und weite Kreise mit sich fortreißt, bis freilich die Ernüchterung hinterherkommt; denn schließlich wird sich die Wahrheit der Dinge zum Widerstand erheben und das vorgehaltene, viel zu knappe Maß abweisen; sie wird es um so eher, als die eigene Entwicklung die verschiedenen Ansprüche bald zusammenstoßen und sich gegenseitig ihr Recht bestreiten läßt. Nun wird offenbar, daß sich nicht wohl vom Teil zum Ganzen bauen läßt, und daß die Teilwahrheiten mit ihrer Überspannung zur Gesamtwahrheit sich in Unwahrheit verkehren. Soweit aber jene Teilbewegungen Macht behaupten, einander widerstreiten und durchkreuzen, müssen sie die Verwirrung, die sie bekämpfen, nur noch steigern. Vielleicht wirkt heute kaum etwas so sehr zur Entzweiung als jenes unzulängliche Streben nach Einheit. Nie war so viel die Rede von Monismus als heute, und nie war der Mensch so entfernt von einer wahr-

haftigen Einheit. Aber unzulänglich, wie jene Versuche sind, bleiben sie uns wertvoll durch ihre Lehren. Besonders ihr Scheitern zeigt deutlich, daß sich nichts von den einzelnen Punkten her ausrichten läßt, daß es vielmehr eine der Verwirrung überlegene Einheit zu suchen gilt. Es gilt eine Besinnung auf die Grundlagen unseres Daseins, auf unser Grundverhältnis zur Welt; es gilt den einzelnen Strömungen nachzugehen und den in ihnen enthaltenen Lebensprozeß zu prüfen, zumal die Frage, ob in der Welt ein selbständiges Geistesleben überhaupt möglich ist oder nicht. Dabei müssen uns fünf Probleme vor allem beschäftigen: das Geistesproblem, das Erkenntnisproblem, das Weltproblem, die Probleme des Menschenlebens und das Problem der Religion. Wir werden dieselben im weiteren einzeln entwickeln, und zwar im Anschluß an Rudolf Euckens Werk „Geistige Strömungen der Gegenwart" (Leipzig, Veit & Comp.), in dem unseres Glaubens die beste Lösung der schwierigen Fragen gegeben ist. —

Das Geistesproblem ist heute noch ebenso im Mittelpunkt der Arbeit und des Kampfes wie in der Vergangenheit. Eine Lösung desselben versuchte schon das griechische Leben auf der Höhe seiner klassischen Zeit. Was dabei die leitenden Denker wie Plato und Aristoteles an Lehren und Begriffen entwickelten, das wurzelte in einer durchaus charakteristischen Lebensführung des Ganzen. Diese hatte ihre Eigentümlichkeit und Stärke darin, das naive Verhältnis des Menschen zur Natur ins Geistige zu heben und zugleich zu veredeln, den Menschen in die Welt hineinzusehen, aber ihn aus der Spiegelung geläutert zu sich selbst zurückzuführen. Die von innerem Leben erfüllte Natur erreichte ihre Höhe in der Aufnahme durch den Menschen. Was dieser aber an schlummernder Kraft in sich trägt, das wird erst durch die Berührung mit der Natur zu vollem Leben geweckt. Diese Fassung genügte freilich nur für einen geistigen Stand, wo die Natur noch menschenartiger und der Mensch noch natürlicher schien, wo weder jene eine volle Selbständigkeit in eigentümlichen Kräften und Gesetzen gewannen, noch das Innenleben sich im eigenen Kreise zu einer Welt vertieft hatte. Sie wurde daher bereits im späteren Altertum vielfach erschüttert. Wohl erlebte sie eine Nachblüte in der mittelalterlichen Scholastik, aber es fehlte dieser Erneuerung bei aller schulgerechten Tüchtigkeit die belebende Grundlage einer ursprünglichen charakteristischen Geistigkeit und zugleich eine wahrhaftige Seele; kein Wunder, daß sie der von starkem Lebenstrieb getragenen neuen Denkweise unterliegen mußte. Als dieser eigentümlich erscheint zunächst die kräftigere Entfaltung des Subjekts, sein kühner Versuch, vom Menschen, speziell seinem Denken her die Welt aufzubauen und das Leben zu gestalten, statt aus der Welt zu empfangen und an sie Anschluß zu suchen. Aber unverkennbar hat die Neuzeit neben dem Drange zur Steigerung des Subjekts auch den entgegengesetzten Zug, von der Kleinheit des Menschen zur Größe der umgebenden Welt zu flüchten, gegenüber dem affektvollen Getrieb und der dumpfen Enge des menschlichen Kreises aus dem unermeßlichen All ein weiteres, gehaltvolleres, reineres Leben zu schöpfen. Hier wird von der Mitteilung der Dinge, der Erfahrung, alles Heil erwartet; der Mensch darf seine Art der Welt nicht irgendwie aufdrängen, er muß sich ihr dienstwillig einfügen, um seinem Leben Wahrheit zu erringen. Hier erlangt die Natur eine volle Souveränität, hier wird

sie ein Reich lückenloser Zusammenhänge, unverbrüchlicher Gesetze; von hier aus erscheint auch alles Fürsichsein des Subjekts als ein bloßer Wahn. Demnach ist es nicht eine einzige, sondern es sind zwei Richtungen, zwei Ideale, die der Neuzeit innewohnen und auf ihrem Boden ein gleiches Recht behaupten. Daher war es nicht ein kecker Eigensinn der Spekulation, es war eine innere Notwendigkeit, ja das Interesse der gesamten Menschheit, welches große Forscher auf neue Bahnen trieb und sie eine vom Denken getragene Wirklichkeit dem ersten Lebens- und Weltbilde entgegenstellen ließ. Wir können diese Versuche natürlich hier nicht näher verfolgen, so Großes in dieser Hinsicht auch geleistet sein mag. Jedenfalls hat die geschichtliche Arbeit eine Lösung der großen Frage, die wir als ein gesichertes Ergebnis aufnehmen und guten Mutes weiterführen könnten, unseres Glaubens erst in unsern Tagen in der Lebensarbeit Rudolf Euckens gegeben. In welcher Richtung werden wir sie zu suchen haben?

Das menschliche Leben schließt die beiden Stufen von Natur und Geist in sich. Das Seelenheil bildet einmal die bloße Fortsetzung der uns sinnlich umfangenden Natur, andererseits weist es aber auch neue Kräfte, Ziele und Formen auf, deren Zusammenhang ein neues Sein gegenüber aller bloßen Natur einführt. Die Menschheit entwickelte gegenüber dem Reich der Natur ein eigenes Reich, das Reich der Kultur. Solches Zusammentreffen zweier Stufen innerhalb eines Daseins besagt zwar an sich noch keinen Widerspruch; ein solcher entsteht erst, wenn Verwicklungen zwischen jenen ausbrechen und das tatsächliche Verhalten der beiden Stufen mit ihrer inneren Bedeutung in Konflikt geriete. Das aber geschieht in Wahrheit. Das geistige Leben gibt sich als das Überlegene und zur Herrschaft Berufene, in Wirklichkeit aber muß es sich bei uns mit einem bescheidenen Platze begnügen; es will seiner inneren Art nach in sich selbst ruhen, ja eine eigene Welt bilden, beim Menschen aber bleibt es an die Natur gebunden und scheint sie als ein bloßer Anhang zu begleiten. Sollen wir deshalb auf einen Sinn unseres Daseins verzichten und uns in diesen Gegensatz ergeben? Keineswegs! Die Rettung findet sich in dem Aufweis einer neuen Wirklichkeit.

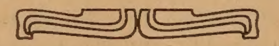
Eine neue Welt kann in der Seele des Menschen nicht aufsteigen ohne eine Befreiung des Lebens von der Kleinheit des Ich. Eine solche Befreiung des Lebens ist zunächst ersichtlich in dem Komplex von Erscheinungen, der unter dem Begriff und Namen der Moral zusammengefaßt wird, weil hier dem Menschen ein Streben zugemutet wird, das nicht der natürlichen Selbsterhaltung, sondern überlegenen Zielen dient. Die Stimme des Gewissens als moralisches Urteil leuchtet überall aus dem Innern des Menschen hervor und wird die Quelle von Größen wie Sollen, Pflicht und Gesetz und die Ursache eines tatkräftigen Handelns auch in Leiden und Schmerzen. Ebenso wirkt das übrige geistige Leben zu einer inneren Erweiterung; denn durch seine ganze Verzweigung in Kunst und Wissenschaft, politischem und sozialem Wirken läßt es den Menschen neue uneigennützige Interessen gewinnen. Wahrheit und Schönheit, Recht und Gemeinwohl wollen als Selbstzweck behandelt sein und wachsen im Fortgang der Kultur mehr und mehr zu selbständigen Mächten. Indem sich so das geistige und sittliche Leben zu einer Welt erweitern, bleibt doch die Möglichkeit be-

stehen, daß die Erweiterung nur einer Oberfläche des Lebens angehört und seinen Grundbestand unberührt läßt. Diese Möglichkeit besteht so lange, als die vielberufene Kluft zwischen Subjekt und Gegenstand ihre Schroffheit behält. Läßt sich diese Spaltung überwinden, vollzieht das Leben irgendwelche Überwindung? Gewiß! Sie vollzieht sich zunächst in der Arbeit. Die uns meist durch eine äußere Notwendigkeit auferlegte Arbeit kann uns innerlich fesseln, so daß sich das scheinbar Fremde als ein Stück des eigenen Lebens, ja als eine Art Erhöhung desselben erweist. Wenn alles, was wir in unsere Arbeit aufnehmen, uns unvergleichlich näher tritt und ein Stück unseres Seins wird, so kann sich auch das Ganze der Arbeit zu einem selbständigen Lebenskreise zusammenschließen und uns das werden, was wir unsern Beruf nennen. Ein Stück Wirklichkeit ist damit innerlich von uns angeeignet, es gibt dem Leben einen festen Halt in sich selbst und gegen sich selbst, eine Überlegenheit gegen Launen und Stimmungen, das Bewußtsein eines unangreifbaren Wertes. Freilich bringt die Arbeit noch keinen Abschluß der Bewegung. Diese geht weiter und strebt dahin, daß der Gegenstand ganz in den Lebensprozeß aufgenommen und zugleich in einem neuen erhöhenden Wirken eine volle Überwindung des oben genannten Gegensatzes erreicht wird. Und das geschieht auf der Stufe des Schaffens oder der Liebe. Schaffen und Liebe sind große Mächte im menschlichen Leben und Zeugnisse einer neuen Wirklichkeit. Seine innere Befestigung aber erlangt das Schaffen erst im Ausgestalten eines Lebenswerkes. An ihm arbeitet der Mensch sich selbst in die Höhe, hier erringt er seine geistige Individualität und mit ihr das Bewußtsein einer geistigen Wirklichkeit. Freilich ist auch solches Lebenswerk nicht erreichbar ohne gewisse Kräfte, die es unbedingt voraussetzt, und damit weist auch das Werk über sich selbst, ja über die ganze Kultur hinaus nach einer Einheit, welche jenseits aller Kultur und aller Spaltung der Kräfte und Leistungen liegt, nach einer beherrschenden Idee, in der sich alle verschiedenen Bewegungen zusammenschließen. Dieser Zusammenschluß aber bedeutet nichts geringeres als eine Selbständigkeit der Geisteswelt. Wir sehen das Streben sich vom natürlichen Ich ablösen und in solcher Ablösung neue Kräfte entwickeln; woher sollten sie kommen, und woher sich auch die neuen Ziele rechtfertigen, wenn nicht im geistigen Leben ein eigenes Sein aufstiege, in ihm ein neues Selbst entstünde, das sich in den Lebensbewegungen entfaltet und behauptet? Schaffen und Liebe gestalten eine neue Welt, und das Geistesleben erweist sich hier als ein Wirklichkeitsbilden; aber wie will diese Wirklichkeit bestehen und sich durchsetzen, wie kann sie überhaupt nur einen Sinn haben, wenn sie nicht eine volle Selbständigkeit besitzt? Und was soll alle Bewegung gegen das Abschließen bei der Vielheit, das Bestehen auf Ursprünglichkeit, das Verlangen nach Seele nicht neben, sondern in der Arbeit, wenn nicht schließlich alles einmündet in ein Gesamtleben, dessen Inhalt und Ziel in seiner eigenen Verwirklichung liegt? Alle einzelnen Bewegungen können aber einen Zusammenschluß und die nötige Kraft nur gewinnen, wenn jenes Leben aus dem Hintergrunde hervortritt und mit seinem Vermögen alle Mannigfaltigkeit treibt. Mag es für unsere Begriffe immer etwas Jenseitiges behalten, da sie vornehmlich der Stufe der Arbeit und des Werkes angehören, es ist die unbedingte Voraussetzung und die bewegende Seele alles Strebens nach Geistigkeit. Nun erst

kann sich eine Innenwelt entfalten und eine Innerlichkeit auch den Individuen mitteilen, erst bei der Zurückziehung alles Lebens auf ein umfassendes Sein läßt sich im strengen Sinn von einem Inhalt sprechen und dieser Inhalt in aller Betätigung und Erfahrung aufsuchen. Wer das aber anerkennt, darf sich nun auch durch keine Bedenken davon abhalten lassen, dem Geistesleben eine selbständige Wirklichkeit, einen übermenschlichen und überweltlichen Bestand zuzuerkennen.

So sehen wir, die Scheidung zwischen Subjekt und Objekt, oder zwischen Mensch und Welt, Zustand und Gegenstand hebt sich nicht auf durch das Aufgehenlassen des einen in den andern, und es bleibt kein anderer Ausweg, als den Gegensatz in den Lebensprozeß selbst aufzunehmen und diesen von innen her dahin zu erweitern, daß er sich nicht nachträglich auf eine neben ihm befindliche Welt bezieht, sondern daß er selbst eine Welt in sich trägt. Es leuchtet leicht ein, daß damit auch das Verhältnis des Menschen zum Geistesleben aus einer scheinbar selbstverständlichen Tatsache zu einem großen Problem wird. Der Mensch, für die nächste Betrachtung ein verschwindender Punkt, kann an dem Ganzen einer bei sich selbst befindlichen Welt nur teilhaben, wenn von vornherein das Geistesleben als Möglichkeit in seinem Wesen angelegt und er ihm irgendwie unmittelbar verbunden ist. Ohne ein solches Innewohnen der Geistigkeit gibt es für den Menschen keine Hoffnung geistigen Vordringens. Würde er in dem Geistigen nicht sein eigenes Selbst ergreifen, so könnte es nie Macht über ihn erlangen. Böte jenes nicht einen unwandelbaren Pol und hielte es nicht mit richtender Kraft allem menschlichen Unternehmen ein Ziel und Maß vor, so wären wir dem Wechsel und Wandel der Erscheinungen wehrlos preisgegeben, so entfiele für uns alle Möglichkeit einer Wahrheit. Nur im Geistesleben, nicht im bloßen Menschen, kann jener absolut feste Punkt liegen. Und solches Teilhaben des Menschen am Geistesleben verändert den Gesamtanblick seines Wesens. Das Geistesleben ist bei ihm zugleich Tatsache und Aufgabe, unerschütterliche Ruhe und nie befriedigtes Streben, innerster Kern und fernes Ziel, er selbst aber erscheint zugleich groß in der Verbindung, klein im Abstande, sein Leben wird ein unablässiges Suchen des eigenen Wesens und erhält damit erst die Möglichkeit einer wahrhaftigen Geschichte.

Otto Siebert.



Der Gewinn der Religiosität von der Naturwissenschaft.

Populäre naturwissenschaftliche Bücher, welche die christliche Religiosität angreifen, haben es fertig gebracht, daß heutzutage oft und viel Naturwissenschaft und Christentum wie zwei feindliche Brüder einander bekämpfen, statt wie in früheren Jahrhunderten Hand in Hand miteinander zu gehen und einander gegenseitig zu bereichern. Daß ein Naturforscher, der zugleich Christ ist, von seiner Religiosität

nur eine Erwärmung und Verschönerung seiner naturwissenschaftlichen Studien als Gewinn davontragen kann, ist selbstverständlich und bedarf für uns keines Beweises. Wer im gesamten Weltall und allen seinen Bewohnern das Werk eines lebendigen Gottes und in der Menschheit ein durch Christus von Sünde und Tod erlöstes und zur Gotteskindschaft und zu ewiger Herrlichkeit und Seligkeit berufenes Menschengeschlecht sieht, der steht auch der Natur mit viel wärmerem Herzen gegenüber und geht an ihre Erforschung mit viel freudigerem Interesse, als wer in der Welt nur ein Universum sieht, das er anstaunt, von dem er aber nicht weiß, woher und wohin.

Dagegen möchte ich diejenigen, welche durch Angriffe von Naturforschern auf das Christentum gegen die Naturforschung selbst mißtrauisch geworden sind, daran erinnern, daß ja die Natur selbst nach unserer christlichen Überzeugung ein Werk des lebendigen Gottes ist, und daß darum auch die Erforschung der Natur nur unsere Erkenntnis von der Art und Weise göttlichen Wirkens zu erweitern und dadurch auch unsere Religiosität nur zu bereichern vermag. Nicht der Naturforscher als solcher kann unserer Religiosität feindlich gegenüberstehen, sondern nur ein solcher Naturforscher, der die Grenzen der reinen Naturwissenschaft überschreitet und aus dem, was die Naturforschung findet, metaphysische Konsequenzen zieht, welche einer christlichen Weltanschauung widerstreiten. Von der reinen Naturforschung als solcher kann unsere Religiosität nur Gewinn ziehen und hat auch tatsächlich schon überaus großen Gewinn von ihr davongetragen.

Der großartigste Beweis dafür, daß unsere Religiosität tatsächlich schon einen unermeßlichen Gewinn von einem Forschungsergebnis davongetragen hat, welches ausschließlich ein Forschungsergebnis der Naturwissenschaft ist, ist der Sieg des kopernikanischen Weltbilds über das ptolemäische. Das ganze Altertum, also auch die ganze Zeit, in welcher die Bücher der Heiligen Schrift von ihren ältesten Urkunden an bis zu ihren jüngsten niedergeschrieben worden sind, hatte ein Weltbild, welches man nach dem Astronomen und Geographen Ptolemäus, der um das Jahr 140 n. Chr. in Alexandrien lebte, das ptolemäische, und weil es die Erde, griechisch Gäa, zum Mittelpunkt des Weltalls macht, das geozentrische heißt. Nach ihm ist die Erde der Mittelpunkt der Welt. Sonne, Mond und Sterne sind Lichter am Firmament, deren Bewegungen man wahrnehmen und auch berechnen kann, über deren Natur man aber nichts weiß. Bei dieser Unkenntnis über Natur, Inhalt und Ausdehnung des Weltraums hatte die Einbildungskraft volle Freiheit, sich den Himmel der Religion, d. h. den überweltlichen Himmel als den Sitz der Herrlichkeit Gottes und als das jenseitige Ziel der Christenhoffnung etwa so vorzustellen, wie wenn er eine Art oberer, wenn auch für uns noch unsichtbarer Fortsetzung des Firmaments wäre, man hatte auch Spielraum genug, sich die Herrlichkeiten dieses Himmels mit allen Phantasiebildern auszumalen.

Als nun Kopernikus (1473—1543) in seinem Todesjahr 1543 sein Werk über die Umdrehungen der Himmelskörper veröffentlichte und nachwies, daß nicht die Erde, sondern die Sonne der Mittelpunkt unseres Planetensystems ist, um den sich die Planeten und die Erde mit ihnen drehen, und als auch die Naturwissenschaft nicht nur dieses neue heliozentrisch (die Sonne griechisch Helios) genannte Welt-

bild annahm, sondern bald auch auf den ganzen Sternenhimmel ausdehnte, so brachte das in das Weltbild, das die Menschheit bis dahin gehabt hatte, eine Umwälzung, die man sich gar nicht groß genug denken kann. Das Weltall verwandelte sich jetzt vor dem Geistesauge der Menschheit in einen Raum von geradezu unermeßlicher Ausdehnung, in jedem Fixstern sah man eine der unsrigen ähnliche Sonne, welche gleichfalls wiederum ihr eigenes Planetensystem haben mag, und diesen Räumen und Massen gegenüber schrumpfte unser Erdball mit dem ganzen reichen Leben seiner Bewohner zu einer ganz unsäglichen Kleinheit zusammen. Die Naturwissenschaft hatte einen harten Kampf zu bestehen, nicht nur mit Männern der Wissenschaft, sondern in besonders hohem Grade mit den christlichen Kirchen beider Konfessionen, den zähesten mit der katholischen Kirche. Denn die Kirchen hielten um der Bibel willen das ptolemäische Weltbild für die einzige mit dem Christenglauben verträgliche Weltvorstellung. Der Kampf endigte mit dem zwar langsamen aber allgemeinen Sieg des kopernikanischen Weltbilds. Wie langsam der Sieg war, mag uns durch zwei Tatsachen veranschaulicht werden. Die Schrift des Kopernikus stand von 1616—1757 auf dem Index der in der römischen Kirche verbotenen Bücher. Galilei (1564—1642), der das kopernikanische System annahm und weiter ausbildete, fiel schon zu Lebzeiten zweimal in die Hände der römischen Inquisition, und seine Bücher wurden gar erst 1835 vom Index gestrichen.

Aber was war die Folge dieses Sieges der Naturwissenschaft? Nicht eine Schädigung, sondern eine segensreiche Klärung und unermeßliche Bereicherung der christlichen Religiosität. Ich habe in meinem „Naturwissenschaftlichen Glaubensbekenntnis eines Theologen“ die Folge dieser Umwälzung unserer Welterkenntnis für unser religiöses Erkennen und Vorstellen in Kürze so ausgedrückt, daß der für unsere Religiosität so wichtige Unterschied zwischen dem Diesseits und Jenseits von einem quantitativen Unterschied, wie er es unter der Herrschaft des ptolemäischen Weltbildes war, durch das kopernikanische Weltbild in einen qualitativen Unterschied verwandelt worden ist. Die Erde mit ihren Bewohnern ist dem Himmel nicht näher und nicht ferner gerückt als der fernste Fixstern, den ein Fernrohr erreichen kann. Wenn D. F. Strauß in seinem „Alten und neuen Glauben“ (2. Aufl. S. 108) sagt, als die Welt sich in eine Unendlichkeit von Weltkörpern, der Himmel in einen optischen Schein auflöste, da sei an den alten persönlichen Gott gleichsam die Wohnungsnot herangetreten, so beruht dieser Spott nur auf einer Unbekanntschaft mit der christlichen Überzeugung, die durch das kopernikanische Weltbild nicht erschüttert, sondern nur geklärt worden ist. Die von Kopernikus in neue Bahnen geleitete Astronomie hat uns zu der Erkenntnis verholfen, daß die Kategorie des Raums wie die der Zeit sich über das ganze Weltall erstreckt, daß dieses Gebiet ein geradezu unermeßliches ist, hinter welchem alle unsere Raum- und Zeitvorstellungen zurückbleiben, und daß dieses ganze unermeßliche Gebiet dennoch nur ein diesseitiges ist. Der Himmel, der sich uns als Sitz der Herrlichkeit Gottes offenbart, von dem aus Gott in seiner Allmacht, Allgegenwart und Allwissenheit die Welt regiert und in den er die Seinigen nach dem Austritt aus dieser Welt aufnimmt, hat in diesem ganzen Gebiet, das überall nur ein diesseitiges ist, nirgends

einen Raum. Dieser Himmel gehört einer ganz anderen, einer überweltlichen Daseinskategorie an, für welche die Raummaße dieser Welt, die größten so gut wie die kleinsten, gegenstandslos sind. Daß aber dieser Himmel jetzt schon, vor unserem Übertritt ins Jenseits, jedem Wesen gleich nahe und gleich fern sein kann, in welchem Teile des diesseitigen Weltraums es sich befinden mag, das zeigt uns einmal die Tatsache, daß jeder Mensch je nach seinem sittlichen und seinem religiösen Verhalten hienieden schon den Himmel oder die Hölle im Herzen haben kann, und sodann insbesondere die Erfahrung, die wir in unserem Gebetsumgang mit Gott machen. Mit jedem Gebet hält der Mensch in seinem Innern eine Himmelfahrt und ist überzeugt, daß Gott, der von seinem Himmel aus im gesamten Weltall allgegenwärtig ist, ihn hört. Der Stifter unserer Religion hat dieser Tatsache einen unvergleichlich schönen Ausdruck dadurch gegeben, daß er uns im Vaterunser Gott mit den Worten anreden lehrt: unser Vater in dem Himmel.

Mit diesem allem, was wir bisher über die Umwandlung unserer Erkenntnis von dem so wichtigen Unterschied zwischen dem Diesseits und Jenseits aus einem quantitativen in einen qualitativen Unterschied gesagt haben, haben wir eine überaus wichtige und segensreiche *Klärung* geschildert, welche unser religiöses Erkennen und Denken der durch Kopernikus in die richtigen Bahnen geleiteten Astronomie, also einem Forschungsgebiet verdankt, welches ganz und ausschließlich der Naturwissenschaft angehört. Wir haben aber auf demselben Gebiet nicht nur eine Klärung unseres religiösen Erkennens, sondern auch eine *Bereicherung und Belebung unseres religiösen Empfindens* zu verzeichnen, und zwar nach zwei Richtungen hin.

Schon der Fromme des Alten Bundes mit der ganzen Unvollkommenheit seiner damaligen Welterkenntnis fühlte sich zu dem Ausruf gedrungen: „*Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkündigt seiner Hände Werk*“ (Ps. 19, 2). Nun hat die Astronomie unsere Welterkenntnis in der geschilderten Weise ausgeweitet und bereichert, und die kosmische Physik und Chemie hat noch die weitere Erkenntnis hinzugefügt, daß dieses tatsächlich so unermeßlich große Weltall eine einheitliche Schöpfung Gottes ist, in welcher alles, das Nächste wie das Fernste, das Größte wie das Kleinste, in unzertrennbarem Zusammenhang steht. Dieselben Kräfte und dieselben Stoffe, welche auf unserer Erde da sind und wirken, dieselben Gesetze, welche die Wirkungen dieser Kräfte beherrschen, sind über das ganze Weltall verbreitet. Dieses Wachstum unserer Erkenntnis hat die Wirkung, daß der heutige Christ in dasselbe Jubellied, das schon dem Herzen des alttestamentlichen Frommen entströmte, nur mit viel reicheren und volleren Akkorden einzustimmen sich genötigt sieht.

Die andere Richtung, nach welcher hin unser religiöses Empfinden durch die Fortschritte der neueren Astronomie bereichert und belebt wird, besteht darin, daß *der Gegensatz zwischen der räumlichen Kleinheit des Menschen und dem hohen und reichen Inhalt seines Geisteslebens*, dessen der Mensch von seinem Schöpfer gewürdigt wird, erst infolge der Erweiterung unserer astronomischen Kenntnisse und Vorstellungen in seiner ganzen unermeßlichen Größe erkannt

werden kann. Schon in den Zeiten der antiken Weltvorstellung trat dem Menschen seine eigene Kleinheit gegenüber von dem Großen, dessen er gewürdigt worden ist, vor das Bewußtsein und nötigte schon dem alttestamentlichen Frommen den Ausruf ab: „Wenn ich sehe die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast, — was ist der Mensch, daß du sein gedenkst, und des Menschen Kind, daß du dich seiner annimmst?“ (Ps. 8, 4 u. 5). Zu welcher staubähnlichen Kleinheit schrumpft der ganze Erdball, die gesamte Menschheit, die ihn bewohnt, und vollends der einzelne Mensch zusammen, wenn wir unter dem Geleite der Astronomie unsere Blicke in das unermeßliche Weltall mit seinen zahllosen Himmelskörpern hinauslenken und von da wieder zu unserer Erde und ihren Bewohnern und zuletzt zu unserer eigenen Person zurückkehren lassen. Und dennoch darf dieses dem Raume nach so winzig kleine Wesen, das Mensch heißt, sich dessen freuen, daß es den Schöpfer und Herrn der ganzen Welt in sein Bewußtsein aufnehmen, ja ihn als seinen himmlischen Vater erkennen und lieben und im Gebetsverkehr mit ihm stehen darf.

Wenden wir uns von der Astronomie zu denjenigen Zweigen der Naturwissenschaft, die sich mit der Erde und ihren Bewohnern beschäftigen, zu der Botanik (Lehre von den Pflanzen) und Zoologie (Lehre von den Tieren), zu der Geologie (Geschichte vom Bau der Erdrinde) und Paläontologie (Lehre von den versteinerten Pflanzen- und Tiergeschlechtern). Die Botanik und Zoologie ist schon längst ein Gemeingut der gebildeten Menschheit, die Geologie aber und die Paläontologie haben uns in schüchtern und unsicher tastenden Anfängen erst seit dem 18. Jahrhundert, in kräftigen und erfolgreichen Taten aber im 19. Jahrhundert absolut neue Türen der Erkenntnis erschlossen, die uns ganz neue Welten von Lebewesen vor Augen führen. Zunächst ist es unsere Wißbegierde, die durch diese neuen nnd überraschenden Erkenntnisse befriedigt wird; aber für ein Christengemüt, das in allen Werken der Schöpfung die Taten des lebendigen Gottes erkennt, bereichern diese neuen Erkenntnisse in außerordentlich hohem Maße den Boden, auf dessen Grund wir mit dem Psalmisten ausrufen: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter.“ (Ps. 104, 24).

Die Geologie und die Paläontologie zeigen uns mit unumstößlicher Gewißheit, daß das Auftreten des Menschen auf Erden eine lange, durch ungezählte Jahrtausende sich erstreckende Vorgeschichte hat, in welcher die Erde zuerst alles organischen Lebens bar war und sodann mit Lebewesen, Pflanzen und Tieren, sich bevölkerte, die in aufsteigender Linie höhere und höhere Entwicklungen darstellen, bis zuletzt der Mensch auf den Schauplatz trat. Namentlich die Tiere zeigen oft Formen von einer Abenteuerlichkeit, wie sie sich die wildeste Phantasie kaum grotesker vorstellen könnte, aber noch öfter zeigen Pflanzen und Tiere Formen von ganz wunderbarer Schönheit. Je näher dem Zeitalter des Menschen, desto ähnlicher werden die Pflanzen und die Tiere der heute lebenden Flora und Fauna; aber auch die vorausgegangenen Geschlechter, mögen sie noch so weit von den heutigen Gebilden abweichen, haben eine Organisation, die sie ganz in das System der heute lebenden Geschlechter einfügt. Wenn wir aus dem Seelenleben der heute lebenden Tiere Schlüsse ziehen

dürfen auf das Seelenleben der entsprechenden untergegangenen Geschlechter, so tritt in den vormenschlichen Tieren ein immer höheres und entwickelteres Seelenleben auf, eine immer stärker werdende Beherrschung des Stoffs durch das Seelische, bis endlich im Menschen der selbstbewußte, nach freien Entschließungen handelnde und gottesbewußte Geist ins Dasein tritt und das Ziel der irdischen Schöpfung erreicht ist. Wir sehen das Wort bestätigt, welches der Bahnbrecher der embryologischen Wissenschaft (Lehre von der Entwicklungsgeschichte des Individuums) *Karl Ernst von Baer* (1792—1876) schon im Jahre 1834 ausgesprochen und zu dem er sich zeitlebens bekannt hat: „Die Geschichte der Natur ist nur die Geschichte der fortschreitenden Siege des Geistes über den Stoff."

Hiermit sind wir an demjenigen Zweig der Naturwissenschaft angelangt, der unser persönliches und eben damit auch unser religiöses Interesse am unmittelbarsten berührt, an der *Anthropologie* (Lehre vom Menschen) und an der *Biologie* (Lehre vom Leben und vom Lebendigen). Gerade hier freilich ist für uns Laien, wenn wir uns mit der Naturwissenschaft beschäftigen, Vorsicht geboten. Einmal sind alle Forschungen auf diesen Gebieten noch im Fluß und haben erst wenige gesicherte Resultate zu Tage gefördert. Sodann gibt es eine Anzahl Naturforscher, *Ernst Haeckel* an der Spitze, welche in kühnem Wagemut gesicherte und ungesicherte Ergebnisse der Naturwissenschaft miteinander vermengen und auf diesem Gemenge von Hypothesen und Wahrheiten in höchst anfechtbarer Logik philosophische Weltsysteme aufbauen, welche dem Christentum direkt widerstreiten. An dessen Stelle machen sie für eine Zwischenart von Pantheismus und Atheismus, die sie Monismus nennen, lebhafte Propaganda, und große Massen Volks fallen ihnen zu. Auch außer Haeckel und seiner Gefolgschaft gibt es Gelehrte von namhaftem Ruf, welche für den in Wirklichkeit unvollziehbaren Gedanken schwärmen, daß die Erkenntnis von dem kausalen Zusammenhang der Dinge die Annahme von zwecksetzenden Ursachen ausschließe. Das Verdienst, diesem Gedanken zuerst Geltung verschafft zu haben, schreiben sie dem *Charles Darwin* (1809—82) zu, welcher die Lehre aufstellt, daß die verschiedenen Arten der Pflanzen und der Tiere und auch der Mensch durch Abstammung von nächst niedrigeren Arten auf dem Weg allmählicher Entwicklung entstanden sind und daß die Triebkraft dieser nach oben gehenden Entwicklung die natürliche Zuchtwahl im Kampf ums Dasein war. Sie übersehen dabei, daß gerade die natürliche Zuchtwahl nur die allerwenigsten und unbedeutendsten Fortschritte einer nach oben gehenden Entwicklung zu erklären vermag, für die meisten Fortschritte aber unzureichend ist, was die Mehrzahl der heutigen Naturforscher anerkennt.

Diese Verwirrung der Begriffe ist nun freilich nicht innerhalb der reinen Naturwissenschaft entstanden, sondern durch unerwiesene metaphysische Voraussetzungen in die Naturforschung hineingeworfen worden, richtet aber allerdings unsäglichen Schaden in derselben an. Dieser Schaden ist nicht nur der eben vorhin geschilderte, daß man meint, zwecksetzende Ursachen aus der Welt verbannen zu können, während doch schon die Welt im ganzen die großartigste Darstellung von Harmonie und Zweckmäßigkeit ist und vollends die Entwicklung der Welt des Organischen auf Erden die höchste Zweckmäßigkeit und eine Zielstrebigkeit darstellt, welche im Auftreten des

Menschen ihre höchsten Ziele in der Herausarbeitung des Geistigen aus dem Stofflichen erreicht hat. Schon das klassische Altertum ist von einem ganz richtigen Gefühle geleitet worden, wenn es dem Weltall den Namen Kosmos und Mundus gegeben hat, was zu deutsch schöne Ordnung bedeutet. Ein weiterer Schaden besteht darin, daß das Schwärmen für die Entstehung der Organismen auf dem Weg allmählicher Entwicklung in vielen Naturforschern die Neigung großgezogen hat, den Wert der Dinge und Individuen nicht nach dem Höheren zu bemessen, das sie geworden sind, sondern nach dem Niedrigeren, aus dem sie sich entwickelt haben, und insbesondere das Geistige im Menschen nicht in seinem selbständigen Wert zu erkennen, sondern zu einem tierischen Naturprodukt herunterzudrücken und mit der körperlichen Unterlage zu identifizieren, welche allerdings in unserem irdischen Dasein das Organ des Geistes ist. So sagt Haeckel noch in seinem jüngsten Buch, den Lebenswundern, S. 98: „Die Menschenkunde ist nur ein Spezialzweig der Tierkunde, dem wir wegen seiner außerordentlichen Bedeutung eine besondere Stellung einräumen. Demnach sind auch alle Wissenschaften, die den Menschen und seine Seelentätigkeit betreffen, — insbesondere die sogenannten Geisteswissenschaften, — vom höheren monistischen Standpunkte aus besondere Spezialzweige der Zoologie, mithin als Naturwissenschaften zu beurteilen." S. 380 sagt er: „Der menschliche Geist ist eine Funktion seines Phronema." Phronema heißt er das Denkorgan im Gehirn, die graue Substanz der Großhirnrinde. Eine solche Betrachtungsweise befindet sich auf dem Weg, der abwärts statt aufwärts führt, und einen solchen Weg lehnt Religion und Christentum von sich ab. Wer diese Art von Naturforschung zu seiner Führerin macht, hat von ihr für seine Religiosität keinen Gewinn, sondern nur Schaden.

Glücklicherweise aber stehen nicht nur die größten und wahrhaft bahnbrechenden Naturforscher vergangener Zeiten auf einem entgegengesetzten Standpunkt, sondern auch in der Gegenwart fehlt es nicht an hochbedeutenden naturwissenschaftlichen Werken, welche eine Umkehr von dieser Forschungsverirrung bezeichnen und die zwecksetzenden Ursachen in der Welt wieder zur vollen Geltung und Anerkennung bringen. Als bahnbrechend in dieser Richtung möchte ich das Buch des Kieler Botanikers Reinke bezeichnen „Die Welt als Tat," Berlin, Pätel, 1. Aufl. 1899, 4. Aufl. 1905.

Trotz der oben geschilderten heutigen Verirrung auf anthropologischem und biologischem Gebiet hat dennoch unsere Religiosität auch von diesem Teil der Naturwissenschaft nur einen reichen Gewinn zu verzeichnen.

Dieser Gewinn besteht schon darin, daß sich die Naturwissenschaft auf diesem Gebiet in ganz besonders deutlicher und vielgestaltiger Weise der Schranken ihres Wissens bewußt werden muß. Je tiefer der Mann der Wissenschaft in seinen Forschungen gräbt, desto klarer erkennt er auch die Grenzen, die seinem Wissen gesteckt sind. Während der Oberflächliche meint, alle Welträtsel gelöst zu sehen, kann der tiefer Blickende nur klarer die Grenzen nennen, an denen sein Wissen aufhört. Wie entstand das Leben, wie das Bewußtsein, wie der für seine Taten verantwortliche, selbstbewußte und gottesbewußte Menschengeist? Die Wissenschaft weiß es nicht. Auch in dem, was sie täglich millionenfach vor sich gehen sieht und bis zu

einem gewissen Grad zu erklären vermag, sieht sie sich hinter dem, was sie weiß, noch von lauter unerklärten Wundern umgeben. Zeugung, Entwicklung und Geburt jedes Individuums, ja jede willkürliche Bewegung unserer Glieder ist ein Wunder, in welchem eine unsichtbare Kraft in höchster Gesetzmäßigkeit und doch in offensichtlicher Zielstrebigkeit auf die materielle Welt einwirkt. Wie? Das weiß die Wissenschaft nicht, sie ist durch die Wahrnehmung höchster Zweckmäßigkeit zu der Anerkennung genötigt, daß eine höchste Intelligenz und Macht das Weltall von seinem großen Ganzen an bis in seine kleinsten Vorgänge hinaus regiert, mit anderen Worten: sie führt den, der sich führen lassen will, zur Religiosität, zur Anerkennung eines lebendigen Gottes.

Aber auch das, was die Anthropologie und Biologie zusammen mit der Geologie und Paläontologie als sichere Ergebnisse der Wissenschaft zutage gefördert hat, bringt unserer Religiosität nur Gewinn. Dies ist schon deswegen der Fall, weil, wie wir gleich zu Anfang gesagt haben, jedes sichere Ergebnis der Naturwissenschaft nur unseren Einblick in die Art und Weise des göttlichen Schaffens erweitert, aber auch noch aus einem anderen Grunde ist es von großer Wichtigkeit. Die genannten Zweige der Naturwissenschaft berichtigen nämlich einige Anschauungen, welche man bisher aus der Bibel geschöpft hatte und darum auch als mit einer christlichen Weltanschauung unzertrennlich verbunden anzusehen geneigt war. Diese Berichtigungen sind für unsere Religiosität kein Verlust, sondern nur ein Gewinn. Denn sie befreien uns von der ganz unhaltbaren Annahme, daß die ganze Heilige Schrift von ihrem ersten bis zu ihrem letzten Wort von Gott wörtlich inspiriert sei. Diese Annahme würde die Bibel u. a. auch zu einem Lehrbuch der Naturwissenschaft machen und jedem der zahllosen historischen Widersprüche in der Heiligen Schrift trotz der Unmöglichkeit ihrer Vereinbarung den Stempel göttlicher und darum unumstößlicher Beglaubigung aufdrücken. Diese Inspirationstheorie müßte mit einer wahren Naturnotwendigkeit zu einer Kollision zwischen Glauben und Wissen führen, die nur mit einer völligen Niederlage des Glaubensstandpunkts, mit einer bleibenden Trennung von Religiosität und Bildung endigen könnte. Jene Berichtigungen nun nötigen uns, den Offenbarungscharakter der Heiligen Schrift auf das zu beschränken, was für unsere Religiosität Wert hat, und ganz besonders auf das, was auf unsere Erlösung durch Christus und deren Vorbereitung sich bezieht, alle übrigen Erkenntnisgebiete aber dem freien Forschen in und außer der Bibel zu überlassen.

Suchen wir nun die wesentlichsten Berichtigungen unserer ausschließlich aus der Bibel geschöpften Anschauungen durch die genannten Zweige der Naturwissenschaft in Kürze aufzuzählen.

Die Erde, die Pflanzen- und Tierwelt auf ihr und auch die Menschheit hat ein sehr viel höheres Alter, als man nach den wirklichen oder vermeintlichen Aussagen der Bibel annahm. Glücklicherweise kommen dieser Erkenntnis, die wir der Naturwissenschaft verdanken, auch die Theologen mit dem Nachweis entgegen, daß die Schöpfungserzählung (1. Mose 1 u. 2) aus zwei Berichten von ungleichem Alter besteht, welche einander sowohl in der Schilderung der Art und Weise des göttlichen Schaffens als in der Reihenfolge der göttlichen Werke widersprechen.

Darum müssen schon die alttestamentlichen Frommen, welche die zwei Berichte harmlos aneinander reihten, ihren religiösen Wert in etwas anderem gesehen haben als in der Reihenfolge der göttlichen Werke und in der Art und Weise ihrer Erschaffung.

Eine weitere Berichtigung unserer Erkenntnis durch die Naturwissenschaft besteht in der nahezu an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit, daß das Menschengeschlecht nicht aus dem Unorganischen heraus ins Dasein gerufen worden ist, sondern auf dem Boden eines ihm nahestehenden tierischen Organismus. Sollte diese Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit werden, so wäre auch hier wiederum zu sagen, daß diese Erkenntnis nur unsere Blicke in die Art und Weise des göttlichen Schaffens erweitern und bereichern würde.

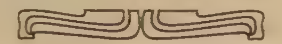
Endlich ist erwiesen, daß der Tod nicht erst durch die Sünde der ersten Menschen in die Welt kam, sondern daß er so alt ist wie die Tierwelt, und daß auch unter den Tieren nicht bloß das Sterben, sondern auch das Morden von jeher daheim war, ja daß überhaupt die ganze Schöpfung in allen ihren Teilen von Anfang an dem Gesetz der Eitelkeit, d. h. der Vergänglichkeit unterworfen ist.

Welchen großen Gewinn unsere Religiosität von dieser Erkenntnis davongetragen hat, das habe ich in meinem „Naturwissenschaftlichen Glaubensbekenntnis eines Theologen" nachgewiesen, und dieser Nachweis ist im Märzheft v. J. dieser Zeitschrift S. 107 zum Abdruck gekommen. Ich will das dort Gesagte in Kürze wiederholen. Die von den Theologen jetzt allgemein aufgegebene Meinung, daß erst durch den Sündenfall der ersten Menschen Tod und Übel in das Weltall gekommen sei, hatte nur in einer Unkenntnis von den Ergebnissen der Naturwissenschaft und in einer falschen Erklärung der Bibelstelle Röm. 5, 12 ihre Stütze. Dort heißt es: „Durch einen Menschen ist die Sünde gekommen in die Welt und der Tod durch die Sünde." Man nahm hier das mehrdeutige Wort Welt als gleichbedeutend mit Weltall, während in jener Stelle nach dem ganzen Zusammenhang unter der Welt nur die Menschheit gemeint sein kann. Dieser ganze jetzige Weltverlauf mit dem Gesetze des Kampfes, der Entwicklung und des Todes, dem alles vom Anfang der Dinge an unterworfen ist, ist nur die Vorstufe eines höheren und vollkommenen Daseins, in welchem Tod und Übel keine Stelle mehr hat. Paulus drückt das (Röm. 8, 20) so aus: „Die Schöpfung ist der Eitelkeit (Vergänglichkeit) unterworfen ohne ihren Willen, sondern um deswillen, der sie unterworfen hat, auf Hoffnung." Hienach ist das ganze Weltall, so wie es jetzt ist, auf Hoffnung, auf etwas erst Künftiges, Bleibendes und Vollkommenes angelegt. In dem, was es uns jetzt zeigt, ist es nur die Vorstufe eines erst noch zu erreichenden Zieles, und der Weg zu diesem Ziel, den wir sehen und auf dem wir selber uns befinden, ist eine unter Kampf und Vergänglichkeit vor sich gehende Entwicklung. Dies macht uns das Dasein von Tod und Übel, dies macht uns auch die Möglichkeit und tatsächliche Wirklichkeit des Bösen in der Welt verständlich. Denn alles dieses ist eine Saat auf Hoffnung, und daß diese Hoffnung Grund hat, ist uns durch die Auferstehung Jesu verbürgt. So wird ein Ergebnis der Naturwissenschaft, das am tiefsten in unser früheres Meinen

einschneidet, zur höchsten Bestätigung unserer christlichen Weltanschauung und unserer christlichen Hoffnung.

Wenn ich durch meine Auseinandersetzungen dem einen oder anderen Leser zum Mut und zur Freudigkeit verholfen habe, offenen Auges der Naturwissenschaft ins Angesicht zu schauen und von ihr eine Belebung und Bereicherung seiner Religiosität zu erhoffen, so wird er sich nicht getäuscht finden, und der Zweck meiner Zeilen ist erreicht.

Rudolf Schmid.



Die Bedeutung Paul Gerhardts für das evangelische Volksleben.[1]

(Geb. 12. März 1607, gest. 7. Juni 1676.)

Vor Jahren besuchte mich ein Schulrat auf dem Besichtigungsgange durch die Schulen und sagte: „Wenn ich wie heute die Schuljugend auf dem Schulwege die schönen Kirchenlieder singen höre, dann schließe ich daraus: Hier herrscht ein guter Sinn im Volke!"

Auf dem Heimwege hatten die Kinder gesungen: „Die güld'ne Sonne voll Freud' und Wonne." — Das hatte der Schulrat gehört und bezeugte dem Kirchenliede den günstigsten Einfluß auf die Gesinnung des Volkes, sobald es zum Volksliede würde. — Diesmal war es ein Paul Gerhardtsches Lied gewesen, und gerade auf die Lieder Paul Gerhardts trifft jene Bemerkung des Schulrats besonders zu. Angesichts des dreihundertjährigen Geburtstages dieses bedeutenden Kirchenlieddichters ist die Frage nach der Bedeutung seiner Lieder für das evangelisch-deutsche Volksleben wichtig.

Paul Gerhardts Lieder sind wahr und klar, voll selbsterfahrenen Glaubens und kindlicher Fröhlichkeit, hell- und wohlklingend, prägen sich leicht dem Gedächtnisse ein und lassen sich gut singen. Sie fließen dahin wie die Wellen eines Baches, bald unter Schatten hindurch, bald im hellen Sonnenschein. Wie die schmelzenden Töne Philomeles voll ergreifender Wehmut und Gewalt in lauschiger Nacht oder an taufrischem Morgen gesungen gedeutet werden als stammen sie aus dem Sehnsuchtsschmerze eines Mutterherzens, das die verlorene Tochter sucht und ruft, so sind Paul Gerhardts Lieder in Weltverborgenheit erklungen, aus heiligem Leid und stillen Trübsalsnächten hervorgedrungen und von der Sehnsucht nach Gott durchtönt.

---

[1]) Angesichts des Paul-Gerhardt-Jubiläums empfehlen wir: P. Kaiser, Paul Gerhardt, ein Volksabend. Gotha, F. A. Perthes. 31 S. 75 Pfg. Vorträge und Deklamationen, sehr brauchbar. — J. Knipfer, P. Gerhardt, Gesammelte Aufsätze. Leipzig, Deichert. 1 Mk. — T. Todt, P. Gerhardt, der Liederfürst. Altenburg, St. Geibel. 10 Pfg. — J. Köhler, P. Gerhardt, sein Leben und Dichten. Langensalza, Beyer & Söhne. 38 S. 40 Pfg.

„Gott ist ein Gott, der reichlich tröst,
Wer ihn nur sucht, der wird erlöst:
Ich hab' es selbst erfahren."

In diesem Bekenntnisse läßt Paul Gerhardt in die Tiefe seiner Dichterseele blicken. Dort sprudelt selige Gotteserfahrung im Erdenleid als Quelle seiner Lieder. Aber nicht als einzige. Daneben ruht auf dem Grunde seiner Seele herzliche Freude an Gott und innige Liebe zum Heilande. Die öffnen ihm den Mund und lassen Worte über seine Lippen fließen mit einem Wohlklange der Sprache und einer Leichtigkeit des Versschritts wie nur Frühlingsleben und -liebe und Sonnenschein den Vogel in den Zweigen singen heißen.

„Die Sonne, die mir lachet,
Ist mein Herr Jesus Christ,
Und was mich singen machet,
Ist was im Himmel ist."

Paul Gerhardt singt, weil drinnen in der Brust seine Seele singt und weil ihre Gefühle überquellen. Und was er singt, ist voller, freier Ausdruck alles dessen, was die deutsche christliche Volksseele glaubt und empfindet. Das einfältige, kindlich gläubige Volksgemüt kommt mit allen seinen Stimmungen in Paul Gerhardts Liedern zum Ausdruck. Alle Gemütsverfassungen und Heilsgedanken, die im Kirchenjahre beschlossen liegen, prägt Paul Gerhardt in den besten Ausdruck. Könnten wir uns Adventfeier denken ohne sein Lied: „Wie soll ich dich empfangen und wie begegn' ich dir —?" Hat je ein Sänger die Adventsehnsucht und -freude so schön dargestellt wie Paul Gerhardt es tut in den Worten: „Als mir das Reich genommen, da Fried' und Freude lacht, bist du, mein Heil, gekommen und hast mich froh gemacht?" Hat je ein Sänger es so verstanden wie Paul Gerhardt die Herzen klopfen zu machen, wenn er viermal einsetzt: „Er kommt, er kommt —" und dann alle Seelen hinreißt zur Bitte: „Ach komm, ach komm, o Sonne —." Nur Luther besingt die Weihnachtsbotschaft und -freude so kindlich rein wie Paul Gerhardt in seinen Liedern: „Fröhlich soll mein Herze springen dieser Zeit, da vor Freud' alle Engel singen. Hört, hört wie in vollen Chören laut es schallt, widerhallt: Christus ist geboren!" — „Ich steh' an deiner Krippe hier, o Jesu, du mein Leben — komm, komm und kehre bei mir ein mit allen deinen Freuden!" — „O Jesus Christ, dein Kripplein ist mein Paradies, da meine Seele weidet —" „Kommt, und laßt uns Christum ehren, Herz und Sinnen zu ihm kehren, singet fröhlich —" „Wir singen dir Immanuel —." Wie mit Posaunen eröffnet Paul Gerhardts Lied „Nun laßt uns gehn und treten" das bürgerliche Neujahr, und dann werden alle Gedanken, Empfindungen zum Jahreswechsel vor Gott getragen. Zum Durchempfinden der Passionszeit führen uns dreizehn Passionslieder, unter ihnen das unvergleichliche „O Haupt voll Blut und Wunden," unter das Kreuz. Hätten wir das angeführte nicht, uns fehlte ein eigentliches Karfreitagslied. Für eine liturgische Feier des Karfreitags würden die Strophen 18, 20, 21, 22, 24 des Liedes „O Mensch, beweine deine Sünd'" mit der Bach'schen Melodie aus der Matthäuspassion im Wechselgesange zwischen Chor und Gemeinde großartig

geeignet sein. — Dem Osterjubel vermag am schönsten Paul Gerhardt in dem Liede: „Auf, auf mein Herz mit Freuden, nimm wahr, was hier geschieht," wenn er spricht:

„Das ist mir anzuschauen
Ein rechtes Freudenspiel!" —

und schließt:

„Er bringt uns an die Pforten,
Die in den Himmel führt,
Daran mit güldnen Worten
Der Reim gelesen wird:
Wer dort wird mit verhöhnt,
Wird hier auch mit gekrönt,
Wer dort mit sterben geht,
Wird hier auch mit erhöht."

Pfingstbitte und Pfingstjubel, Sonnenzeit und Erntefreude, Morgenjubel und Abendandacht, Glaubenskühnheit und Jesusliebe, Freude in Gott und an der Gottesnatur, Treue in Beruf und Stand, fromme Gottergebung und Gemeindeandacht, häusliches Leid beim Kindessterben und häusliches Glück im Ehestand, Vaterlandsfrieden, Sehnsucht nach der ewigen Heimat und Hoffnungszuversicht aufs ewige Leben besingt Paul Gerhardt in Gedanken, die dem Volksempfinden aus der Seele gesprochen sind, und in Worten, die sich leicht einprägen und zu Herzen gehen.

Welche christliche Empfindung gäbe es noch, die von Paul Gerhardt unverstanden und unbesungen geblieben wäre. Seine Lieder sind nicht bloß geeignet, in der Kirche, sondern auch im Hause und auf der Straße, auf dem Felde, in der Gemeinde und in der Einsamkeit, bei Freudenfesten und in Leidenszeiten, bei der Arbeit in der Werkstatt und in Feierstunden in der Familienstube gesungen zu werden. Sie sind den menschlichen Gefühlen abgelauscht und darauf eingestimmt, kommen daher aus dem Herzen und gehen zu Herzen. Sie gehen mit ihren melodischen Gleichklängen dem Gemüt feierlich und lieblich ein. Was du auch für deine Seele suchen magst, gute Gedanken und Entschlüsse, Ruhe und Frieden, Ergebung und Erhebung, Kraft und Freude, alles findest du in Paul Gerhardts Liedern. Himmel und Erde kommen zu ihrem Rechte.

Wo seine Gesänge zum Volksliede geworden sind, so daß Eltern und Kinder, weltlich Gesinnte und die mit Ernst Christen sein wollen sie singen, da steht es in Kirche, Schule, Haus und Volk gut. Gesungen freilich müssen sie werden. Dann aber singt und lebt sich eine wahr- und tiefempfundene Weltanschauung in die Volksseele hinein. Wer möchte die Wirkung guter Lieder auf Kindesgemüt und ihre Nachwirkung auf die Gesinnung bis ins Alter hinein nicht an sich selbst oder an anderen beobachtet haben?

Ich erinnere nur an die Erzählung des Dichters Hebbel. Als der zum ersten Male der Mutter aus einem Abendsegenbuche die Stelle

„Der Tag ist nun vergangen,
Die güldnen Sterlein prangen
Am blauen Himmelssaal"

vorlas, da ging ihm zum ersten Male die Ahnung auf, was Poesie sei. Und Verfasser vergißt nimmer den tiefen Eindruck, den er empfing, als im Kindergottesdienste ein Mädchen betete, wie er es noch nie gehört hatte:

„Breit aus die Flügel beide,
O Jesu meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein,
Will Satan mich verschlingen,
So laß die Engel singen:
Dies Kind soll unverletzet sein."

Es war das Kind eines neu zugezogenen Wachtmeisters. Die augenblicklich aufsteigende Vermutung, das Kind müsse aus frommem Hause stammen, bestätigte sich beim nächsten Besuche. Und das Mädchen ist zur frommen Jungfrau und die Frau eines Barmer Missionars auf Sumatra geworden.

Ich erinnere ferner an die Wirkung, welche in Sterbestunden das Gebet: „Wenn ich einmal soll scheiden — Erscheine mir zum Schilde —," hat, sei es nun, daß es der eigenen Brust eines Sterbensbereiten hervorquillt oder ihm vorgesprochen wird. Oder wer selber die Trostkraft und Glaubensstärkung des Liedes: „Befiehl du deine Wege —" erfahren hat, der wird mit mir schließen dürfen, daß die volkstümlichsten Paul Gerhardt-Lieder, etwa 40—50 an der Zahl, zur regelmäßigen Seelenspeise gemacht, eine geheiligte, begeisterte und vertiefte religiöse Gesinnung hervorrufen müssen.

Ich erhebe nun die Frage: Wenn Eltern und Kinder öfters im häuslichen Kreise das schöne Hausstandslied „Wie schön ist's, Herr Jesu Christ, im Stande, da dein Segen ist, im Stande heil'ger Ehe!" — wenn Herrschaft und Gesinde auf die Äcker und Wiesen zu Säemanns- oder Erntearbeiten ziehen und unterwegs den Sang erschallen lassen: „Die güldne Sonne —" und auf dem Heimwege oder auf der Feierabendbank anstimmen: „Nun ruhen alle Wälder —" oder beim Tagewerke das Lied singen: „Der Herr, der aller Enden regiert mit seinen Händen, der Brunn der ew'gen Güter, der ist mein Hirt und Hüter —," sollte solch Gesangesleben nicht die Arbeitsfreudigkeit erhöhen, eine herzliche, zufriedene und fröhliche Gemütsstimmung, sowie feine Seelenharmonie der Lebensgenossen erwecken?

Gewiß können die Lieder anderer Sänger ähnliche Wirkungen hervorrufen. Aber Paul Gerhardts Lieder ragen als die besten und volkstümlichsten hervor und sein Geburtsjubiläum regt den Versuch an, seine Gesänge zum Volksliede zu machen. Dann mag es auch mit anderen gemacht werden.

Superintendent Nelle aus Hamm hat auf dem Kirchenvereinstage zu Schleswig (2./3. September 1906) Vorschläge gemacht, für alle Festzeiten und -tage des Kirchenjahres Gottesdienstordnungen aufzustellen, deren reicher Liederbestand ausschließlich Gerhardt-Lieder sind. Man kann an ihnen seine helle Freude haben, und das kirchliche Leben wird reichen Segen ernten, wenn sie ausgeführt werden.

Auch die Schule kann viel helfen, die Bedeutung Paul Gerhardts für das evangelische Volksleben wirksam zu machen. Aber die Schwerkraft ruht im christlich-evangelischen Hause. Dort muß gepflegt und vertieft werden. Dem Hause müssen die Paul Gerhardt-Lieder in Text und Melodie zugänglich gemacht

werden. Die Crügerschen, Ebelingschen und besonders auch die Mergnerschen Melodien (134 für 121 Gerhardt-Lieder) müssen der Familie sangbar gemacht werden. Für Musikverständigere muß eine Ausgabe der Bachschen Paul Gerhardt-Töne aus den Kantaten, dem Weihnachtsoratorium und der „Passionen" veranstaltet werden. Von ihnen sagt Prof. Smend im „Protestantismus am Ende des 19. Jahrhunderts"; Band I, pag. 324:

„Wenn inmitten all der menschlichen Irrung, Leidenschaft und Sünde und auch der sympathischen Ergüsse von Mitleid, Reue und Entrüstung die Gemeinde — denn an sie hat Bach gedacht — mit Gerhardts Wort und Bachschem Klange ihr Bekenntnis, Zeugnis und Gelübde ablegt, möglichst schlicht, ganz leidenschaftslos, ohne alle Künstelei und Unruhe, — so erleben wir in Tönen den Siegesgang evangelischen Glaubens durch die Welt. Es hat sich schon mancher gewünscht, unter dem Eindrucke solcher Klänge sein Leben zu beschließen; wohl dem, der es in solchem Glauben führt!"

Viele Lebensbilder Paul Gerhardts und viele Kunstausgaben einzelner seiner Lieder bringt dieses Jubiläumsjahr. Ich nenne die dreibändige Schrift Nelles und die „Lieder Paul Gerhardts mit Bildern von Rudolf Schäfer" (Schloeßmann-Hamburg). Letztere Ausgabe bringt uns eine Auswahl der besten Gerhardt'schen Lieder unter den Gesichtspunkten: „Kirchenjahr", „Christliches Leben", „Leben in Haus und Natur", „Tod und Ewigkeit" mit eindrucksvollen Zeichnungen, in denen Rudolf Schäfers männliches Christentum gegenüber Ludwig Richters Frauen-, Kinder- und Greisengestalten einen Fortschritt bedeutet. Beide jedoch haben ihre Bedeutung.

Dem evangelischen Hause nun würde Paul Gerhardt auch dadurch näher gebracht, wenn von den Richterschen Paul Gerhardt-Bildern („Christenfreude in Lied und Bild", „Beschauliches und Erbauliches", „Der Sonntag") und von den männlich starken Gestalten Rudolf Schäfers schöne und billige Bilder für das Volk und die Häuser des Volks hergestellt würden und die weiteste Verbreitung fänden.

E. Bruhn.



Die Ewigkeit des Lebens?

Die Frage nach dem Ursprung und der Stellung des Lebens in der Welt hat den denkenden Menschengeist von jeher beschäftigt. Schon die religiösen Mythen der Naturvölker versuchen in ihrer Weise eine Antwort darauf zu geben. Ebenso die alten griechischen Philosophen. Aber freilich ohne daß die einen oder andern auf die Einzelheiten des Problems näher eingegangen wären. Fehlte es doch schon an der unerläßlichen Vorbedingung zu einer wirklichen Lösung: an einer eingehenden Kenntnis der Eigenart des Lebens und seiner inneren, wesentlichen Unterschiede von der unbelebten Natur. Erst in den beiden letzten Jahrhunderten ist man

im stande gewesen, der Frage auch aus wissenschaftlichen Gesichtspunkten näher zu treten. Und da sind denn die Ansichten nach drei Richtungen hin weit auseinander gegangen. Während die einen — es sind weitaus die Mehrzahl aller neueren Naturforscher! — in Übereinstimmung mit den meisten religiösen Kosmologien daran festhalten, daß das Leben erst verhältnismäßig spät in der Welt aufgetreten sei, haben andere es für gleich ewig mit der Welt erklärt und wieder andere gemeint, daß das Leben gar als das Ursprüngliche und das Leblose erst als ein nachträgliches Erzeugnis des Lebens anzusehen sei. Insbesondere sind es Theodor Fechner und Wilhelm Preyer gewesen, die im Anschluß an Schelling die letztere Ansicht verteidigt haben, und es dürfte bei der allgemeinen Bedeutung des Problems für die Leser dieser Blätter nicht ohne Interesse sein, wenn wir etwas näher auf ihre Ausführungen eingehen, zumal da besonders der erstgenannte jener Männer heute einen größeren Einfluß ausübt.[1])

Nach Fechner („Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwicklungsgeschichte der Organismen", 1873) ist das ganze All oder sichtbare Universum ursprünglich Ein unermeßliches Lebewesen, ein einheitlich belebter Weltkörper oder „Kosmoorganismus" mit einer einheitlichen Weltseele, einem All- oder Urbewußtsein gewesen. Um das bewußte Leben auf eine höhere Stufe zu erheben, teilt oder gliedert sich dieses Allleben in zahlloses Sonderleben, d. h. in eine Menge kleinerer Organismen oder lebender Einzelwesen, von denen einige die Fähigkeit zur Entwicklung oder Höherbildung besitzen und so den Stufenbau des Tier- und Pflanzenreiches hervorbringen. Erst mit dieser Sonderung des Alllebens in Einzelleben zum Zwecke einer Arbeitsteilung entsteht der Gegensatz von belebter und unbelebter, organischer und unorganischer Natur. Das „Leblose" nämlich wird bei der Verkleinerung der Lebensvorgänge, d. h. bei dem Übergang von den größeren (molaren) Bewegungen der Himmelskörper zu den kleineren (molekularen) Bewegungen ausgeschieden. Es unterscheidet sich von dem Lebenden nur durch die Art und Form seiner nicht mehr aus inneren Kräften hervorgehenden Bewegungen und dient den aufeinander angewiesenen Einzellebewesen als Bindeglied oder Träger ihrer körperlichen und geistigen Wechselwirkungen. Andererseits aber wächst es, aus allgemeinem Gesichtspunkt betrachtet, beständig auf Kosten des Alllebens, da es ja bei jedem neuen Einzellebensvorgang immer wieder ausgeschieden wird. — Auf unserem eigenen Planeten ist die Entstehung des Einzellebens und die Sonderung des Lebendigen und des Leblosen nach Fechner etwa so zu denken, daß von dem ursprünglich durchaus gleichförmigen, einheitlich belebten Erdkörper, dem Träger eines Erdbewußtseins, zunächst eine feste Schale, darüber dann das Meer und endlich die Luft ausgeschwitzt oder „ausgeatmet"

---

[1]) Unter anderem ist z. B. der bekannte Kathederphilosoph Friedr. Paulsen in vielen Punkten durch Fechner beeinflußt, der Dichter Bruno Wille bewegt sich in seinen Bahnen und der Literarhistoriker Ad. Bartels bezeichnet ihn gar als „den großen, in seiner vollen Bedeutung noch nicht einmal heute erkannten Geist jener Tage", d. h. der vierziger bis sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Vergl. dagegen die beachtenswerte Schrift von E. Dennert „Fechner als Naturforscher und Christ". Gütersloh, C. Bertelsmann.

wurde, worauf dann weiterhin aus dem zusammenhängenden Urschleim des Meeres kleinere und größere Geschöpfe ausgeschieden wurden, während sich die lebende Lufthülle fortschreitend in belebte Wolken und feinen Infusorienstaub sonderte. Ob jenes Allleben der Erde ursprünglich kalt und dunkel oder heiß und licht gewesen sei, will Fechner nicht entscheiden; daß aber ein solches einheitliches Erdenleben der ursprüngliche Zustand gewesen sei, das erscheint ihm als eine notwendige Annahme, um das heute in der Erfahrung gegebene Einzelleben überhaupt zu erklären. —

Die durchaus phantastische und überaus vage Natur dieser Behauptungen überhebt uns eigentlich einer eingehenden Kritik. Doch mag einiges über ihre allgemeinen Voraussetzungen bemerkt werden. Zunächst läßt sich der Unterschied des Lebenden und des Leblosen nicht auf so einfache Weise dahin bestimmen, daß bei jenem die Bewegung aus inneren Kräften hervorgehe, bei diesem aber nicht. Was das Leben im Gegensatz zu den leblosen Vorgängen der Natur auszeichnet, ist vor allen der Stoffwechsel oder der Umsatz aus einer Energieart in die andere. Wo ein solcher fehlt, wie z. B. bei dem Umlauf der Erde um die Sonne, da kann man höchstens noch im bildlichen, aber nicht, wie Fechner will, im eigentlichen Sinn des Wortes von einem „Lebensvorgange“ reden. Und noch weniger kann und darf man den allgemeinen Übergang von größeren zu kleineren Bewegungen als Besonderung eines angeblichen Allebens in mannigfaches Einzelleben bezeichnen. Gewiß, wir können diesen Übergang selbst allerwärts beobachten. Wir sehen, daß ein jedes sich selbst überlassene System materieller Teile einem stehenden (stabilen) Gleichgewicht zustrebt: daß sich tatsächlich überall die größeren Bewegungen in kleinere, die kinetische Energie in thermische, oder allgemeiner gesprochen: die Bewegung in Wärme umsetzt und diese ihrerseits sich notwendig auszugleichen strebt. Und wir müssen nun dasselbe auch von der Welt im ganzen annehmen, in sofern auch sie ein in sich abgeschlossenes materielles System ist. Das ist nichts weiter als die fortschreitende Entwertung der Energie, wie der zweite Hauptsatz der Energielehre sie ausspricht. Aber wir beobachten auf der anderen Seite doch auch, daß alle uns bekannten Lebensvorgänge gerade an bewegliche Gleichgewichtszustände ihrer körperlichen Unterlage gebunden sind. Ja, wir sehen überall, daß bei einem gewissen Maß von Stabilität eben das, was wir Leben nennen, unweigerlich aufhört. Wie könnten wir da mit Fechner den Übergang zu immer kleineren Bewegungen als eine fortschreitende „Besonderung des Lebens“ bezeichnen? Oder gar jenen letzten Gleichgewichtszustand der Welt, wo alle größeren Bewegungen sich in stehende Schwingungen der Atome oder Moleküle umgesetzt haben, mit ihm als „einen stabilen organischen Prozeß“ betrachten, „in dem sich das erreichte Passendste auf ewig wiederholt?“ (S. 90.) Nein, die ganze Lehre Fechners von dem Allleben, das sich auf diese Weise in Einzelleben sondert, ist wirklich nichts weiter als eine Schrulle, ein wunderlicher Einfall und willkürlicher Mißbrauch des Wortes „Leben“. Und das wunderlichste bei der ganzen Sache ist, daß die fortschreitende Ausscheidung lebloser Stoffe bei der Verkleinerung der Lebensvorgänge nach Fechners eigenen Worten ein „beständiges Wachstum des unorganischen Reiches auf Kosten des organischen“ zur Folge haben soll und das Ende dieser ganzen Entwickelung doch offenbar nur die vollständige

Überführung aller Materie in den unorganischen Zustand oder der endliche Sieg des Todes über alles Leben sein könnte: d. h. also genau das Gegenteil von dem anderwärts durch Fechner in Aussicht gestellten Endzustand der Welt mit seinen auf das höchste gesteigerten und sich ewig in den gleichen Formen wiederholenden Lebensvorgängen. —

In der Tat hat denn auch die „Entwickelungslehre" Fechners unter seinen Fachgenossen wenig Anklang gefunden. Einzig W. Preyer hat sich ihren Grundgedanken angeeignet, aber ohne die näheren Ausführungen und Voraussetzungen. Preyer („Naturwissenschaftliche Tatsachen und Probleme", 1880) geht von der Überlegung aus, daß trotz der unzähligen darauf gerichteten Versuche die elternlose Entstehung eines Lebewesens aus leblosen Stoffen auch nicht in einem einzigen Fall nachgewiesen worden ist. Er hält eine solche „Überzeugung" daher für überaus unwahrscheinlich. Und zwar nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Vergangenheit. Das einzige, was uns die Erfahrung zeige, meint er, sei die Tatsache, daß jedes Lebewesen stets von einem andern, ihm mehr oder minder ähnlichen Lebewesen abstamme. Omne vivum e vivo: dieser Satz gelte, soweit unser Wissen reiche, ohne Ausnahme. Ja, weit entfernt, das Hervorgehen irgend eines Lebewesens aus leblosen Stoffen zu beobachten, sähen wir im Gegenteil überall, wie tote Stoffe fortwährend von den Lebewesen ausgeschieden würden oder nach ihrem Tode in Gestalt von Leichen zurückblieben. Die Erfahrung lege uns daher im Gegensatz zu jener Urzeugungslehre vielmehr die andere Annahme nahe, daß das Leben überall das erste und das Leblose nur dessen Abfall oder nachträgliches Erzeugnis sei.

Diese Entstehung des Leblosen aus dem Lebenden und den lückenlosen Zusammenhang des letzteren denkt sich Preyer nun für unsere Erde etwa so. Ursprünglich war die ganze feuerflüssige Masse unseres Planeten ein ungeheures Lebewesen, ein einheitlicher Riesenorganismus. Die mächtige Bewegung seines Inneren, der Kreislauf und unaufhörliche Wechsel seiner Stoffe war sein „Leben". Als nun aber dieser glühende belebte Erdball anfing sich an der Oberfläche abzukühlen, da schieden sich all die Stoffe, die bei so verminderten Wärmegraden nicht mehr in flüssigem Zustande verharren konnten, wie z. B. die schweren Metalle, als starr gewordene Massen aus und bildeten, da sie nicht mehr an der Lebensbewegung des Ganzen teilnahmen, die ersten leblosen Körper. Dieser Vorgang wiederholte sich mit der stetig fortschreitenden Abkühlung auch bei andern weniger schweren Stoffen und so entstanden nach und nach all die jetzt als unorganisch bezeichneten Verbindungen. „Sie sind die Zeichen der Totenstarre vorzeitiger gigantischer glühender Organismen, deren Atem vielleicht (!) leuchtender Eisendampf, deren Blut flüssiges Metall und deren Nahrung vielleicht (!) Meteoriten waren." (!?) Was diesen abgestorbenen Körper gegenüber das fortdauernde Leben unserer Erde darstellte, waren zunächst immer noch feuerflüssige Massen. „Erst dann als auch diese Verbindungen im Laufe der Zeit an der Oberfläche der Erdkugel erstarrten, d. h. starben und ausstarben, kamen Verbindungen der bis dahin noch gasig und tropfbar flüssig gebliebenen Elemente zu stande, die nun nach und nach dem Protoplasma, der Basis des Lebendigen unserer Tage immer ähnlicher wurden." Und so stammen denn die Lebe-

wesen, die jetzt auf der Erde wohnen, in lückenloser Deszendenz von jenen feuerflüssigen Massen ab, die einst den Erdball zusammensetzten. Da diese nun aber wieder von der Sonnenmasse abstammen und diese endlich nur ein Teil des allgemeinen in ewiger Bewegung begriffenen Weltstoffes ist, so ist „das Leben, das selbst nur ein verwickelter Bewegungsvorgang ist, so ewig wie die Materie und die Welt überhaupt".

Man sieht: Preyers Theorie läuft im Grunde darauf hinaus, daß er dem gewöhnlichen *Begriff des Lebens einen ganz andern Sinn unterschiebt*, der den Unterschied des Leblosen und des Lebenden völlig aufhebt. Um diese Verwechslung zu rechtfertigen, bemüht er sich *die Flamme als ein Lebewesen*, als ein organisches Individuum hinzustellen, weil auch sie — sich ernähre, atme und durch Teilung fortpflanze. — Aber die *Flamme* zerstört immer nur, sie baut nicht zugleich auf wie der tierische oder pflanzliche Organismus: ihr Stoffwechsel ist daher auch keine Ernährung und keine Atmung im Sinne des Lebens. Sie teilt sich nicht selbständig von innen heraus, sondern nur gezwungen unter der Einwirkung äußerer Umstände: man kann ihr also auch keine Fortpflanzung im eigentlichen Sinne des Wortes zuschreiben. Sie hat im allgemeinen gar keine feste, typische Form oder Größe und bewahrt im Einzelfall ihre Form immer nur so lange, als menschliche Absicht ihr die nötigen Bedingungen (Ofen, Kerze oder Lampe) dazu liefert: sie besitzt also auch keine Individualität, kein eigenes formgestaltendes Prinzip. Sie kann endlich jeden Augenblick von menschlicher Hand beliebig aus toten Stoffen hergestellt werden, während die Erzeugung auch nur eines Urtierchens aus unorganischer Materie nach Preyers eigener Ansicht selbst der Natur unmöglich sein soll. Kurz: die *Flamme* unterscheidet sich in ihren Eigenschaften und ihren Wirkungen so offensichtlich und wesentlich von allem, was der Laie und der Mann der Wissenschaft sonst „*Leben*" nennt, daß es geradezu ein Unfug ist, sie als Lebewesen zu bezeichnen. Und das gleiche gilt von jenen *feuerflüssigen Massen der Urzeit*, die nach Preyers Ansicht die Stammväter unserer heutigen Lebewesen sein sollen. Auch ihnen fehlt, wie uns die glühende Lava der Vulkane zeigt, zunächst die typische individuelle *Form*, und außerdem, trotz ihrer starken inneren und äußeren Bewegung, gerade jener *Stoffwechsel* von Eiweißverbindungen, den wir als das durchgreifende Kennzeichen aller wirklichen Lebewesen ansehen können. Auch sie haben weder eine Fortpflanzung noch ein inneres gestaltendes Prinzip: ihre jeweilige Form hängt lediglich von äußeren Zufälligkeiten ab. Also auch sie sind weder Individuen noch Organismen.

Nicht besser steht es mit den übrigen Behauptungen *Preyers*. Allerdings zeigt uns die Erfahrung überall die *Ausscheidung toter Stoffe durch das Leben*. Aber neben oder vielmehr *vor* diesem Vorgang zeigt sie uns überall den umgekehrten der Aufnahme und Verlebendigung des Leblosen durch die Lebewesen. Dieselben toten Stoffe, die der Organismus aus seinem Innern ausscheidet, hat er vorher von außen in sich aufgenommen. Und wenn schon es ohne Zweifel richtig ist, daß unsere Stein- und Braunkohlenlager nichts als der tote Niederschlag früherer Lebensvorgänge sind, so ist es doch völlig unberechtigt, diesen ihren organischen Ursprung ohne weiteres auf alle anderen Gesteinschichten unserer Erde zu übertragen.

Gewiß sind ja auch diese ein verhärtetes Erzeugnis früherer Stoffwechselvorgänge, aber eben ganz anderer Stoffwechselvorgänge: nämlich solcher von ehemals glutflüssigen Massen, die, wie gesagt, der individuellen Form entbehrten und von den inneren Lebensvorgängen der Organismen grundsätzlich unterschieden sind.

Das schlimmste aber ist: es fehlt von diesem Glutstoffwechsel feurig flüssiger Gemenge mit einer Temperatur von vielen tausenden Graden C. jede Brücke, jeder vorstellbare Übergang zu dem Eiweißstoffwechsel aller uns bekannten Lebewesen, der meist schon, wie ein gekochtes Hühnerei beweist, bei 40—50 ° C., spätestens aber, wie die angestellten Versuche mit Aufgußtierchen (Infusorien) ergeben haben, bei wenig über 100 ° C. durch Gerinnung der Eiweißverbindungen unwiderruflich zum Stillstand kommt. Und gerade um diesen Übergang handelt es sich, ja, wenn „die Abstammung" der uns bekannten Lebewesen (mit ihren Protoplasmaleibern) von jenen angeblichen Flammenorganismen (mit ihren feuerflüssigen Körpern) irgendwie verständlich und wahrscheinlich gemacht werden soll. Preyer sucht allerdings mit dem Hinweis auf die „immer dichter werdenden chemischen Verbindungen der zuerst noch gasig und tropfbar gebliebenen Elemente" gewisse Zwischenstufen anzudeuten; aber er beschränkt sich auf ein paar ganz allgemein gehaltene Bemerkungen und unterläßt es vor allen Dingen auch, den „lebendigen" Charakter dieser chemischen Verbindungen irgendwie zu beweisen, so daß schließlich auch für ihn zwischen jenen Flammenlebewesen und den uns bekannten Eiweißlebewesen eine unausgefüllte Kluft gähnt. Ganz abgesehen davon, daß man das Hervorgehen chemischer Verbindungen auseinander oder aus ihren Elementen doch in keiner Weise mehr als „Abstammung" bezeichnen kann. Aber freilich, darauf läuft Preyers ganze Theorie hinaus: er entleert alle wichtigeren biologischen Begriffe ihres hergebrachten Inhaltes, ohne selbst etwas klares und bestimmtes dafür zu geben. So unterläßt er es insbesondere, seinen ungewöhnlichen Begriff des „Lebens" irgendwie näher zu bestimmen. „Die Lebensfähigkeit," sagt er, „haftet einer gewissen Gruppierung der Teile an" und „Leben ist nichts als die Bewegung derselben." Aber welcher Art jene „gewisse" die Lebensfähigkeit bedingende Gruppierung der Teile ist, und welche Form die von ihm als Leben bezeichnete Bewegung hat, darüber läßt er sich nicht weiter aus. Und darum kann die ganze Preyersche Theorie gleich der Fechners nur als ein wunderlicher Einfall angesehen werden, der denn auch in Wahrheit ohne irgend welchen Einfluß auf die Wissenschaft geblieben ist. —

Nach alledem dürfte der Versuch, das Leben für das Ursprüngliche und das Leblose erst für das nachträgliche Erzeugnis vorangegangener Lebensvorgänge auszugeben, als durchaus verfehlt erscheinen. Aber vielleicht könnten beide, das Lebende und das Leblose, gleich ewig und ursprünglich sein? Diese Ansicht ist in der Tat von verschiedenen und zum Teil hervorragenden Naturforschern ausgesprochen worden. So hat z. B. der große J. von Liebig gemeint, daß „die organische Substanz in demselben Sinne ewig und von jeher vorhanden gewesen sei, als die unorganische". Und andere haben sich ihm angeschlossen. Indes, wenn man dieser Annahme näher tritt und sich daneben gegenwärtig hält, daß unsere Erde sicher ehemals ein glutflüssiger Ball gewesen ist und während dieses Zustandes offenbar

kein Leben (im eigentlichen Sinne des Wortes) getragen haben kann, so sieht man sich damit vor der neuen Frage, wie und woher unserem Planeten nach der endlichen Erkaltung seiner Oberfläche wohl die ersten Keime oder Lebewesen zugekommen sind? „Aus dem allgemeinen Weltraum, wo beständig solche kleine unsichtbare Keime umherschwimmen": hat der Franzose du Maillet darauf schon im Jahre 1748 erwidert und etwa hundert Jahre nach ihm hat der Deutsche H. E. Richter diese Ansicht näher dahin ausgeführt, daß auf den bewohnten Himmelskörpern fortwährend leichte Staubteile und diesen zuweilen anhaftende Keimchen winziger Lebewesen durch Stürme bis in die äußersten Luftschichten emporgehoben und von diesen durch Austausch mit dem Äther des Weltraumes auf andere Himmelskörper übertragen würden, wo sie bei günstigen Bedingungen sich entwickeln und den Ausgangspunkt für eine neue mannigfaltige Lebewelt bilden könnten. Auf diese Weise, meint Richter, können wir uns vorstellen, daß das Leben in demselben Sinne ewig sei wie die Welt überhaupt, da es in dem unermeßlichen Weltraum jedenfalls immer irgend eine oder viele Wohnstätten gefunden haben muß. — Allein der Gedanke an die Schwerkraft und alle tatsächlichen Untersuchungen der höchsten uns zugänglichen Luftschichten unserer Erde in Bezug auf ihren Staubgehalt machen es durchaus unwahrscheinlich, daß selbst die kleinsten Lebenskeime auch nur bis zur Mitte der gesamten Lufthülle eines lebentragenden Planeten hinaufgehoben werden. Nicht minder unglaublich erscheint es, daß ein längerer Aufenthalt in dem überaus kalten Weltraume die Lebensfähigkeit etwaiger frei und ungeschützt darin herumschwimmender Keime nicht zerstört haben solle. Vor allem aber ist als sicher anzunehmen, daß alle wirklich noch lebensfähig in die Bahn der Erde gelangten Keime bei der ungeheuren Geschwindigkeit des ihnen entgegenkommenden Luftkörpers sehr rasch durch Reibung erwärmt und verbrannt werden würden.

Indes, vielleicht gibt es noch eine andere Möglichkeit, um das Leben von einem Himmelskörper auf andere zu übertragen: nämlich durch Meteorsteine. Kein geringerer als Helmholtz hat, etwa gleichzeitig mit dem Engländer Tomson, jetzigen Lord Kelvin, eine solche Möglichkeit betont und der bekannte Physiologe E. Dubois-Reymond hat sich ihnen angeschlossen. Allein bei näherer Betrachtung scheint auch diese Auskunft unhaltbar. Zunächst nämlich würden auch in diesem Fall die bezüglichen Keime genau in demselben Maße erst der Gefahr des Erfrierens und dann in erhöhtem Maße der des Verbranntwerdens ausgesetzt sein, wofern sie nicht etwa tief im Innern der Meteoriten, d. h. in etwaigen Rissen oder Spalten unter einer dichten Decke von Erde oder Sand geschützt lägen. In dieser Lage bleibend aber könnten sie wieder nicht zur Ausbreitung auf der Erde gelangen; sie müßten also durch Zerplatzen des Meteors rechtzeitig bloßgelegt werden: rechtzeitig, d. h. im letzten Augenblick vor oder bei seinem Aufschlag auf dem Boden, wo sie nicht mehr in Gefahr sind, zugleich mit der Oberfläche ihres Trägers durch die Reibung der Luft in Gluthitze zu geraten. Das Zusammentreffen all dieser Bedingungen ist überaus unwahrscheinlich und tatsächlich sind denn auch bisher niemals in oder an Meteoren irgendwelche Keime, geschweige denn lebensfähige Keime entdeckt worden. Überdies können die Meteore nur von einem kleinen, frühzeitig ge-

alterten, also lange schon erkalteten und völlig ausgetrockneten Weltkörper ähnlich unserem Monde herrühren, auf dem wir uns alles Leben schon vor Millionen von Jahren erstorben denken müssen. Und wenn dieser unzweifelhaft berechtigten Annahme zuwider im Augenblick seines Zerfalles doch in irgend einer für uns ganz unfaßbaren Form noch Leben auf ihm dagewesen wäre, so müßten dessen in den Meteoren enthaltene Keime in den ungeheuren Zeiträumen bis zu ihrem Anlangen auf der Erde nach unsern Erfahrungen mit pflanzlichem Samen jedenfalls ihre Lebensfähigkeit eingebüßt haben. Ganz abgesehen davon, daß schlechterdings nicht einzusehen ist, wie sich diese unter ganz bestimmten, höchst eigenartigen Lebensbedingungen entstandenen und ihnen allein angepaßten Keime nun auf einmal in den (bezüglich der Temperatur, des Luftdruckes, der Feuchtigkeit und des Sauerstoffgehaltes) so ganz fremdartigen Verhältnissen unserer Erde sollten entwickeln und fortpflanzen können. Gerade der modernen Naturwissenschaft mit ihrem durch Darwin und seit Darwin so gewaltig vertieften Verständnis für die vielfachen Wechselbeziehungen zwischen äußeren Lebensbedingungen und inneren Lebensvorgängen müßte eine solche Annahme ungeheuerlich erscheinen.

So hat sich denn auch dieser Versuch, die Ewigkeit des Lebens zu begründen, als verfehlt erwiesen und es bleibt uns nichts anderes mehr übrig, als die Annahme, daß das Leben unserer Erde zu irgend einer, natürlich weit zurückliegenden Zeit auf ihr selber seinen Anfang genommen habe. Wie wir uns diese erste Entstehung des Lebens näher vorzustellen haben und welches die wahrscheinlichen Ursachen einer solchen „Urzeugung" gewesen sein mögen, darüber kann vielleicht später einmal das Nötige beigebracht werden. Hier sei nur noch auf eins hingewiesen: nämlich auf den Grund, der so hervorragende Naturforscher wie Fechner, Preyer, Liebig, Helmholtz u. a. zu so wunderlichen Behauptungen wie der eines ursprünglichen Alllebens oder zu der wenigstens im höchsten Grade unwahrscheinlichen Annahme einer Übertragung des Lebens durch Meteorsteine bewogen haben kann. Und dieser Grund liegt offenbar in dem von Helmholtz auch direkt eingestandenen Wunsch, die Frage nach dem ersten Ursprung des Lebens überhaupt zu umgehen. Zu einsichtig, um, wie so viele geringere Köpfe, den grundsätzlichen Unterschied des Leblosen und des Lebenden zu verkennen und die Entstehung des Lebens aus dem bloßen Zusammenwirken der unorganischen Kräfte und Gesetze der Materie für einen selbstverständlichen Vorgang zu erklären, suchten sie der Schwierigkeit durch Zurückschiebung des Problems in die Ewigkeit zu entgehen. Aber eine Frage zurückschieben heißt nicht, sie in irgend einer Weise lösen. Und überdies: wenn der Ursprung des Lebens aus dem blinden, von keiner Vernunft geleiteten Spiele der Atome nicht zu erklären ist, so ist die Erhaltung, die Fortpflanzung und die Höherbildung des Lebens allein aus ihrem Zusammenwirken ebensowenig zu begreifen. Wir müssen also jedenfalls, um zu einem wissenschaftlichen Verständnis der Lebensvorgänge zu gelangen, neben und über den gewöhnlichen (mechanischen oder energetischen) Kräften der Materie noch andere in den Organismen mitwirkende, d. h. leitende und ordnende Kräfte (Dominanten, Entelechien oder Lebenskräfte) von selbstverständlich gesetzmäßiger, aber unmechanischer

unbewußt geistiger Beschaffenheit annehmen, und Fechner wie Preyer, Helmholtz und Dubois-Reymond sind bei der gänzlichen Unbrauchbarkeit ihrer eigenen, deutlich die innere Verlegenheit verratenden Ausflucht, ohne es selber eigentlich zu wollen, mittelbar doch höchst gewichtige Zeugen für die Unwahrscheinlichkeit einer Urzeugung, sowie Erhaltung und Höherbildung des Lebens im Sinne der mechanistischen Dogmatik.[1])

W. von Schnehen.



In Bremen beginnt sich ein bemerkenswerter Kampf gegen den Kalthoffschen Radikalismus anzubahnen seitens der dortigen liberalen Theologie, und zwar in Gestalt einer Vierteljahrsschrift, die sich im Anschluß an jene Zeitschrift aus dem Kampf zwischen Bodmer und Gottsched „Bremer Beiträge“ nennt. In dem ersten Heft kennzeichnet der Herausgeber Jul. Burggraf (bekannt durch seine „Schillerpredigten“) das neue Unternehmen.

Das extreme Wesen der bewußten Pastoren, Kalthoff an der Spitze, und die Wühlerei jüngerer Volksschullehrer gegen den Religionsunterricht ließ die kirchlich-liberalen Kreise Bremens erwachen und dieses „polemisch-apologetische Organ der freigesinnten Theologie“ gründen. Es will keine bestimmte Lehrauffassung des Christentums verteidigen, auch nicht die biblische, die Luthers, die Pauli, sondern des Christentums selbst (!). Es tritt ein für die Kirche als die Pflege- und Kultusstätte des aus der Offenbarungsfülle Gottes in der Tiefe der Menschennatur erschlossenen Heilslebens, das Jesus Christus und sein Evangelium erlösend in uns erwirkt.

Das Blatt will kämpfen gegen die „im Bremer Radikalismus ausgebrochene kirchliche Revolution“; denn jene Bremer Pastoren hätten sich einer den Boden der evangelischen Kirche unterwühlenden Strömung gefangen gegeben und sich in ihrem evangelischen Predigtamte zu Werkzeugen neuer, das Christentum verdrängender Religionsbildungen gebrauchen lassen. Klar bewußt seien sie sich dessen wohl nicht, weil sie sonst nicht als Ehrenmänner in ihrer kirchlichen Stellung bleiben könnten, vielmehr glauben sie wohl die Erfüller dessen zu sein, was sich als schön-vollendetes Resultat all der Wirrungen und Irrungen zweitausendjähriger Kirchengeschichte in unseren Tagen ergibt.

Die „Bremer Beiträge“ erkennen alle Richtungen der evangelischen Theologie in ihrer Existenzberechtigung an, allein sie erklären den Bremer Radikalismus „als eine in der Kirche absolut unberechtigte Erscheinung“. Dieser Radikalismus erkennt keinen Offenbarungsgrund in unserer Religion, kein Ewiges in ihr und kein Heiliges im Streiten der Menschen an, unser heutiges Christentum ist ihm ein asiatisch-

---

[1]) Vergl. das letzte Werk E. v. Hartmanns: „Das Problem des Lebens“ (1906), das wohl als der wuchtigste bisher geführte Angriff auf die mechanistische Biologie bezeichnet werden kann und als solcher auch für alle die von Interesse ist, die den sonstigen, insbesondere den religiösen Bestrebungen des jüngst verstorbenen Philosophen ablehnend gegenüberstehen.

semitischer Fremdstoff, der mit der Jesusgestalt aus unserem geistigen Leben auszustoßen sei. Aus diesem niedergehenden Christentum sei ein von Kirche und Bibel sich emanzipierender Glaube, eine ganz der germanischen Eigenart entsprechende Religion herauszubilden. Dem gegenüber wollen die „Bremer Beiträge“ „vom Standpunkte freiester, wissenschaftlich-unbefangener Denkweise mit aller Entschiedenheit über die phantastischen und unwahren Heilandsbilder der Nietzschegläubigkeit zu dem hinlenken, der allein der Heilsbrunnen der Menschheit ist“. Jede gesunde Weiterentwicklung des Christentums kann nach Überzeugung des Herausgebers nur „ein Ausspinnen der Fülle göttlicher Heilsoffenbarung in der Seelenhoheit und dem frommen Kindessinn des Menschensohnes“ sein. Er ist überzeugt, „daß der echt deutsche Glaube nur als deutsches Christentum denkbar“ ist.

Kampf ist nicht des Herausgebers Freude, aber unter den obwaltenden Umständen ist er eine Gewissenssache. Es ist nach ihm eine unbedingte moralische Verpflichtung des Kreises, aus dem die radikalen Pastoren hervorgegangen sind, daß er entschieden gegen die revolutionäre Bewegung Stellung nimmt, und das vor allem, nachdem der von der Rechten angeregte Gedanke, den Senat zum Einschreiten gegen Kalthoff zu veranlassen, zurückgewiesen wurde (auch von dem Herausgeber der „Bremer Beiträge“), weil dies „unprotestantisch“ sei und weil der Kampf mit Geisteswaffen zu führen sei. Dies soll nun hier geschehen.

Ein festes Programm, eine bestimmte Parteilosung haben die „Bremer Beiträge“ nicht, der Wille, dem Radikalismus entgegenzuarbeiten, ist ihnen Geisteseinigkeit genug.

Trotz der Gegnerschaft gegen den Radikalismus findet Burggraf in ihm auch Sympathisches, „eine neue Kraft der religiösen und kirchlichen Weiterentwicklung“, so daß er von dem Ringen mit diesem Geiste positive Werte für das sittlich-religiöse Leben erhofft. Er findet in dem Radikalismus gewisse Grundtriebe und Grunderkenntnisse der deutschen Reformation, die in dem kirchlichen Christentum nie zur gehörigen Geltung gelangten, dahin gehört der religiöse und sittliche Individualismus und das begeisterte Ausgreifen nach der außerhalb der Kirche liegenden Welt, nach dem Geistesschaffen unserer Denker und Dichter als einer Produktionsstätte göttlichen Lebens. Die „Bremer Beiträge“ wollen diese Wahrheitsgedanken in der gegnerischen Anschauung im Geiste Christi zu verstehen und zu begründen, zu läutern und zu vertiefen suchen. Und der Herausgeber hofft, daß diese positive Seite seines Blattes bald die polemische überwiegen möge.

So weit das Wort des Herausgebers.

Es läßt sich nicht leugnen, daß vieles in ihm sympathisch berührt, und man wird es vor allem sehr begrüßen müssen, daß diese Kreise, welche zugeben, daß aus ihnen jener Radikalismus geboren ist, sich nun aufraffen und ihm mutig entgegentreten. Ob es ihnen nun gelingen wird, das ungeratene Kind ihres Geistes zur Raison zu bringen, das wird die Zukunft lehren, jedenfalls verfolgen wir diese Bemühung mit Teilnahme und Interesse.

Allein wir können nun doch nicht umhin zu dem hier Berichteten einige Bemerkungen zu machen. Da ist zunächst das letzte. Ganz gewiß sollen wir anerkennen, was anzuerkennen ist, selbst im Bremer Radikalismus. Allein ist denn jener schrankenlose Individualismus und jenes „Ausgreifen“ nach der Welt etwas besonders Anerkennenswertes und dem Geiste der Reformation Entsprechendes? Ein gesunder Individualismus liegt in jedem echten Christentum, und wer in allem Gottes Walten sucht, findet und ehrt es auch selbstredend im Geistesschaffen unserer Dichter und Denker. Allein das hat auch ganz gewiß seine Grenzen, und soweit es berechtigt ist, haben wir nicht nötig, uns von Kalthoff und Genossen darauf aufmerksam machen zu lassen. Und wenn es auch ganz gewiß manche engherzige Vertreter des „positiven“ Christentums gibt, welche nicht im stande sind, bei einem Nietzsche die in der Tiefe liegenden Goldkörner und Funken göttlichen Geistes zu erkennen, ja, die vielleicht sogar an einem Goethe nur Widerchristliches finden, so sollte man diese Engherzigen doch dem „positiven“ Christen-

tum als solchem nicht als seine wahren Vertreter vorhalten, hat es doch schon tausendfach bewiesen, daß es im stande ist, überall bei unseren großen Denkern und Dichtern das wahrhaft Edle zu erkennen. Also, ich meine, wir haben es nicht nötig, in dieser Hinsicht bei den Bremer Radikalen in die Schule zu gehen und aus ihren Nietzsche- und Ibsen-Predigten etwas davon zu lernen, wie ein Christ das göttliche Walten auch in den Gegnern Gottes erkennen kann.

Es will mir daher scheinen, als ob dieses Herausfinden von Wahrheitsmomenten in dem Radikalismus etwas Gesuchtes ist, immerhin ist es, gerade von Bremer liberalen Kreisen, zu verstehen.

Wichtiger sind mir aber zwei andere Punkte. Das ist einmal die Begrenzung, welche Burggraf dem christlichen Standpunkt seines Blattes angedeihen läßt. Ich muß bekennen, daß mir diese schlechterdings unverständlich ist. Es ist dankenswert, daß er mit warmen Worten dafür eintritt, daß die Person Christi der Mittelpunkt des Christentums sein und bleiben muß, auch des deutschen. Es ist auch zu verstehen, daß er nicht ein Christentum Luthers oder Pauli vertreten will. Allein, wie ist es möglich, daß ein klarer Denker, wie es Burggraf ist, auch ein „biblisch überliefertes" Christentum nicht vertreten will? Ich kann ein anderes als ein biblisch überliefertes überhaupt nicht ausdenken; denn woher sollen wir etwas von Christus, von dem durch ihn erschlossenen Heilsleben u. s. w. wissen, wenn nicht aus der Bibel? Ein Christentum, das nicht biblisch begründet ist, muß ganz unbedingt zu einem Phantasiegebilde ausarten. Es geht doch wahrlich gar nicht anders: das biblisch Überlieferte muß den Tatsachen-Untergrund für jedes Christentum liefern. Ein Christentum, das sich davon empanzipiert, ist eben kein Christentum mehr, ich denke, das zeigt sich doch gerade im Bremer Radikalismus.

Also ich meine, jedes Christentum muß irgendwie biblisch begründet sein. Es kann sich dann nur noch fragen, wie weit man das biblisch Überlieferte als seine Grundlage gelten lassen will, ob man also, wie es meines Erachtens der christliche Liberalismus inkonsequenter Weise tut, nur den ethischen Gehalt der Evangelien gelten läßt, oder ob man konsequenter Weise mit dem „positiven Christentum" die Grenzen des biblischen Fundamentes bedeutend weiter legt. Aber ein nicht biblisch überliefertes Christentum wie es die „Bremer Beiträge" vertreten wollen, halte ich für ein Unding.

Der andere Punkt ist folgender. Burggraf erklärt erfreulicherweise sehr bestimmt, daß es sich in dem Bremer Radikalismus um eine „kirchliche Revolution" handelt, daß er den Boden der evangelischen Kirche unterwühlt, und daß er eine das Christentum verdrängende Religionsbildung ist, ja, er sagt es gerade heraus, daß er „eine in der Kirche absolut unberechtigte Erscheinung" ist.

Was folgt denn nun daraus?

Burggraf und seine Freunde haben das Verlangen der „Positiven", gegen Kalthoff irgendwie einzuschreiten, als „unprotestantisch" zurückgewiesen. Ja, aber ist denn dies nicht wieder völlig inkonsequent? Wenn etwas „eine absolut unberechtigte Erscheinung" in der Kirche ist, dann gehört es eben nicht in sie hinein, und dann hat die Kirche nicht nur das Recht, sondern die unbedingte Pflicht, sich dieser Erscheinung zu entledigen. Christus hat auch die Wechsler und Händler aus dem Tempel getrieben, in den sie nicht hineingehörten, er war also fern von jener zaghaften unberechtigten Duldsamkeit, von der ein gewisses derbes deutsches Sprichwort redet.

Und ist es denn nicht wirklich eine heilige Pflicht der Selbsterhaltung, um die es sich hier handelt? Burggraf und seine Freunde verlangen, daß die Kirche eine „Revolution", eine ihren Boden „unterwühlende Strömung" in sich duldet und sie nur mit geistigen Waffen bekämpft. Sie herauszubefördern soll „unprotestantisch" sein. Das ist der andere Punkt in Burggrafs Programm, den ich nicht verstehen kann, vor allem nicht im Hinblick auf die vielen, sagen wir Schwachen, die in der Kirche dieser Wühlarbeit, dieser Revolution zum Opfer fallen müssen. Die Kirche hat die heilige Pflicht, diese ihre

schwachen Kinder vor der Verführung zu schützen, und das kann nur dadurch geschehen, daß sie die Verführer aus ihren Grenzen weist. Wenn eine Gemeinschaft „eine absolut unberechtigte Erscheinung" in sich duldet, so verstößt sie gegen die elementarsten Pflichten der Selbsterhaltung.

Ich kann, wie schon mehrmals, immer nur wieder auf das Beispiel des Staates hinweisen: er hat die heilige Pflicht, alles von sich fern zu halten, was seine Grundlagen untergraben will. Ein Staat, der sich nicht gegen den Anarchismus wehrt, und zwar nicht mit Geisteswaffen, die verfangen auf keinem Gebiet gegen den nun einmal unbelehrbaren Anarchismus — Haeckel, der Mann des Bremer Radikalismus, ist auch absolut unbelehrbar —, sondern mit der ihm als Obrigkeit verliehenen Macht, ich sage, ein solcher Staat ist nicht wert, daß er besteht. Wenn die Kirche unter ihren Dienern solche duldet, welche ihren Boden unterwühlen und sie zu Gunsten einer neuen Religionsbildung verdrängen wollen — ich benütze mit Vorbedacht Burggrafs Wendungen —, so handelt sie ebenso töricht und pflichtvergessen (man verzeihe das harte Wort, aber es ist so), wie ein Staat, der Anarchisten als seine Gesetzgeber und Richter duldet.

Ich kann über diese Logik nicht hinauskommen, so lange ich auch über diese Dinge nachdenke, und ich möchte hiermit Burggraf herzlich bitten um der Klärung der Sache und Verhältnisse willen, die uns doch so bitter not tut, einmal zu den beiden hier ihm entgegengehaltenen Punkten in seinem Programm das Wort zu ergreifen. Ich fasse sie zusammen in zwei Fragen:

1. Wie ist ein nicht biblisch begründetes Christentum möglich?

2. Weshalb ist es unprotestantisch, wenn die Kirche solche unter ihren Dienern, die „eine absolut unberechtigte Erscheinung", eine ihren Boden „unterwühlende Strömung", eine „das Christentum verdrängende Religionsbildung" vertreten, nicht weiter duldet?

E. Dennert.



Frage 65: Wie soll ich mir des Elias Himmelfahrt vorstellen? Daß er sichtbar mit Wagen und Rossen gen Himmel fuhr? (1906, S. 139).

Eine Vorstellung von der 2. Kön. 2 berichteten Himmelfahrt des Elias kann sich jedenfalls kein Mensch machen. Wie man sich zu ihr stellen will, wird von der Anschauung abhängen, die man von der Offenbarung hat. Wer an eine wörtliche Inspiration der Heiligen Schrift glaubt, wird auch diese Erzählung wörtlich auffassen und sich mit der Tatsache abfinden müssen, daß das hier Berichtete allem sonst Beobachteten widerspricht. Allein der Betreffende wird auch gerade deshalb von vornherein darauf verzichten, sich jenes Wunder irgendwie „vorzustellen". Nach unserer Kenntnis ist der Körper eines Menschen außer stande sich von der Erde gen Himmel zu erheben. Wenn derartiges von indischen Fakiren u. s. w. berichtet wird, so werden wir Europäer des 20. Jahrhunderts ungläubig bleiben, bis wir es selbst sehen. Deshalb aber auch muß der, welcher an die **wörtliche** Wahrheit jenes Berichts glaubt, auf jede Vorstellung von der Himmelfahrt

des Elias verzichten, wenngleich er doch auch an dem feurigen Wagen und an den feurigen Rossen als materielle Gebilde festhalten muß.

Wer diesen engen Standpunkt wörtlicher Inspiration nicht teilt, wird bei aller Bewunderung der Größe und Gewalt der Gestalt des Elias sich doch sagen, daß dieselbe vielleicht von den Epigonen mit wunderbaren Ereignissen ausgeschmückt ist, die wohl einen gewissen geschichtlichen Hintergrund haben mögen, die sich aber doch aus der Ferne betrachtet ebenso wie die Berggipfel im Nebel gewaltiger und wunderbarer ausnahmen, als sie in der Tat waren. Er wird daher bei aller Ehrfurcht vor den tiefen Offenbarungswahrheiten der Heiligen Schrift doch einigen Zweifel hegen, ob sich das Hinscheiden des Elias wirklich genau so vollzogen hat, wie es a. a. O. beschrieben wird.

Wir fragen nun: Darf man jemanden, der diese Auffassung hat, deshalb verdammen und als kleingläubig hinstellen? Ganz gewiß nicht. Unser Heil hängt nicht davon ab, wie wir über Elias und seine Himmelfahrt denken und ob wir uns von ihr eine Vorstellung machen können oder nicht. Über derartige Schwierigkeiten sollte niemand stolpern müssen, und wir wollen dem, der sich daran stößt, nicht sagen: dann bist du fern vom Glauben und vom Reiche Gottes. Es kann einer zum vollen Bewußtsein seiner Sünde und Schuld kommen und zum vollen Glauben an die in Christo uns dargebotene Erlösung — und ist er dann kein Christ? — und kann dann doch noch Geschichten wie die des Elias u. a. m. bezweifeln.

Nun wird jemand sagen: Das ist ja aber doch Halbheit und Inkonsequenz, wenn du nicht an die Himmelfahrt des Elias glaubst, wie kannst du dann an die Wunder der Person Christi glauben, an *seine* Auferstehung und Himmelfahrt? Nun, darauf ist zu sagen, daß dies doch wohl bei der Auffassung, die wir von der Person Christi haben, etwas ganz anderes ist. Wer da glaubt, daß Gott in Christo in anderer Weise war als in uns Menschen — und ohne das wäre Christi Person ein noch größeres Wunder — dem wird *seine* Auferstehung und Himmelfahrt doch nicht die intellektuelle Schwierigkeit machen wie die eines gewöhnlichen Menschen, und hätte er auch die Prophetengröße eines Elias. Nein, die Wunder, welche die Person Christi umgeben, sind anderer Art als die, welche wir hier und da in der Religionsgeschichte treffen und auch als die, welche das Alte Testament von Elias u. a. berichtet, und daher müssen wir es auch durchaus in Abrede stellen, daß der freiere Standpunkt *ihnen* gegenüber im Gegensatz zu der Stellung zum Neuen Testament eine Halbheit und Inkonsequenz sei.

Und weshalb wird mancher, der sich doch entschieden auf die „positive" Seite stellt, den alttestamentlichen Wundern freier gegenüberstehen? Traut er etwa seinem Gott weniger Macht zu als der, welcher an die wörtliche Inspiration glaubt? Ganz gewiß nicht. Damit hat es nichts zu tun. Dazu müßte man schon die wunderscheue Ansicht vieler Modernen haben, nach welchen Gott unveränderlich in die Ketten des Naturgesetzes, die er doch selbst geschmiedet haben soll, eingeschlossen sein soll. Ein wunderlicher Gott! Nein, so ist es nicht, so kann es nicht sein. Der das Gesetz gab, ist auch ein Herr des Gesetzes und kann es lenken, ja ändern, wenn es not tut. *Ja, wenn es not tut.* Aber er wird sich darin nicht nach Wünschen und nach der Neugier seiner kleinen Menschen richten, sondern nach den großen Zielen seines Erziehungsplanes mit der Menschheit. Nicht um Menschen zu ergötzen u. s. w. tut Gott Wunder, sondern um ihrem Heil zu dienen.

Ob Gott ein solches Wunder wie das der *leiblichen* Himmelfahrt des Elias hätte tun können? Ja, ganz gewiß. Der Gott, der das Gesetz der Schwerkraft gab, kann es auch überwinden, wenn er es für nötig hält. Ob er es tut, das wird aber, nochmals sei es gesagt, nicht nach Laune und Willkür zu beurteilen sein, sondern nach dem Heils- und Erziehungsplan, den er mit den Menschen vorhat. Wer ein solches Wunder der Schwerkraft-Überwindung selbst mit erlebt hätte, würde sich wohl oder übel mit ihm abzufinden haben, ja, auch wohl leichter mit ihm abfinden können. Aber so gar schwer kann das dem überhaupt nicht sein, der wirklich mit Gottes Allmacht Ernst macht und

der ihn nicht in seine eigene Kräfte und Gesetze als deren Sklave, statt deren Herr, einzwängt. Allein wer selbst nicht Zeuge eines solchen Wunders gewesen ist, dem wird Gott, der doch auch dem Menschen kritischen Sinn und das Streben die Welt mit seinem Verstand zu erfassen gab, es nicht verargen, wenn er dem Bericht zweifelnd gegenübersteht. Und ein moderner „positiver" Christ wird seine Stellung davon abhängig machen, ob er das berichtete Wunder einreihen kann in den von ihm erkannten Heils- und Erziehungsplan Gottes. Je nachdem wird er sich leichter oder schwerer entschließen, das Wunder anzunehmen.

Nach dem Gesagten sollten also derartige Wunder wie die Himmelfahrt des Elias und viele andere mehr dem subjektiven Glaubensgefühl des Einzelnen anheimgegeben werden, als Dinge, welche man ruhig auf sich beruhen lassen kann, ohne deshalb von Gott und Menschen verdammt werden zu müssen und ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen, als Dinge, für die man am Ende später doch noch etwas mehr Verständnis gewinnen wird, wenn man vielleicht tiefere Blicke in Gottes Heilsplan getan hat; aber, fügen wir ruhig hinzu, auch als Dinge, die sich möglicherweise als menschliche Übertreibungen von Ereignissen in nebelhafter Ferne ergeben, ohne daß dadurch — auf das Entschiedenste sei es betont — die felsenfesten wahren Tiefen des göttlichen Offenbarungswertes der Heiligen Schrift irgendwie erschüttert würden. E. Dennert.

Frage 72: Wenn Gott mir ein bestimmtes Leiden schickt, — also den deutlichen Willen bekundet —, daß ich leiden soll, was berechtigt mich dann zu Gott zu beten u. s. w. (1907, S. 36).

Alles Beten haben wir von unserm Heiland zu lernen. Er stand in dem denkbar innigsten Verhältnis zu Gott und wußte am besten, wie und um was wir unsern Vater im Himmel bitten dürfen. Er selbst hat nun angesichts eines unsagbar schweren Leidens in Gethsemane gebetet: „Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber!" Er fügt aber hinzu: „Aber nicht mein, sondern dein Wille geschehe!" und ringt sich schließlich durch zu dem heroischen: „Ich will das Kreuz tragen!" So dürfen auch wir unter jedem Kreuz sicherlich in unserem Gebet beginnen mit: „Mein Vater, überhebe mich dieses Kelchs!" Unser Heiland hat selbst in das Vaterunser die Bitte gesetzt: „Erlöse uns von dem Übel!" und hat uns gesagt, daß wir um alles bitten können in seinem Namen. So wir nur glauben, wird uns Erhörung zuteil werden (Mark. 11, 24; Joh. 16, 23 f.). Jesus hat durch seine Wunderheilungen auch gezeigt, daß die Menschheit von den Übeln erlöst werden soll. Damit ist uns aber auch das Recht zugestanden, die dargebotenen Mittel (Arznei u. s. w.) zur Befreiung von einem Leiden zu benutzen. Der ideale Zustand, dem wir entgegenhoffen und auf welchen hier schon alle menschlichen Wohlfahrtsbestrebungen hinzielen, ist die Verminderung der Übel. Freilich, solange wir sozusagen noch unerzogene Kinder sind und der Rute bedürfen, um bessere Menschen zu werden, so lange müssen wir in kindlichem Gehorsam unseren Bitten auch hinzufügen können: „Doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe! Und so es dein Wille ist, daß ich leiden soll, so mache mich geduldig und ergeben, das Kreuz zu tragen! Und zeig mir, was du mir durch mein Leiden sagen und mich lehren willst!" Das schließt aber nich die Bitte aus: „Mache meinem Leiden bald ein Ende!" Und damit ist mir auch nic verboten, menschliche Hilfe zur Abkürzung meines Leidens, soweit sie Gott mir dargebote hat, zu suchen. Da ich weiß, daß Gott in seiner Barmherzigkeit nur so lange über mi Leiden verhängt, als es zu meinem Frieden notwendig ist, darf ich getrost mir selb helfen. Gott wird zu seiner Zeit dazu schon sein Amen sprechen. Dr. Sa.

Frage 73: Ist Gottes Liebe zu den Menschen etwas Natürliche also Selbstverständliches oder etwas Wunderbares u. s. w. (1907, S. 37

„Was unser Gott geschaffen hat, das will er auch erhalten" — das ist bei Gott etw Selbstverständliches. Einen Gott, der Wesen schafft, aber sie dann verkommen läßt, könn wir uns nicht denken; so unvernünftig und grausam ist nicht einmal der Mensch. N

fragt es sich, ob Gott verpflichtet war, dich oder mich ins Dasein zu rufen und dadurch eine Quelle reicher Freuden für dich oder mich zu erschließen. Oder sollte es ihm völlig gleichgültig sein, ob du oder ich das Dasein haben? Ich meine doch: jeder, der das Leben hat, hat es als ein Gnaden- und Liebesgeschenk aus Gottes Hand hinzunehmen und anzusehen und hat die Pflicht, dem Schöpfer dafür dankbar zu sein. Was die Liebe uns schenkt, hat immer Anspruch auf Dank. Von Pflicht kann bei Gott gar nicht die Rede sein; denn Pflicht entspringt aus einem Muß; bei Gott ist aber alles freies Wollen — heiliges Liebeswollen. Und die Wunder dieses Liebeswollens sind so groß: von der Geburt bis zur Vollendung im Jenseits, daß man kein Herz in der Brust haben müßte, wenn man dafür Gott nicht anbetenden Dank darbringen wollte. Dr. Sa.



1. Zeitschriften.

Der Türmer IX. Heft, G. von Amyntor, Erdkatastrophen und Vorsehung. Apologetisch wirksamer Aufsatz. Die erschütternden Ereignisse von Valparaiso, San Franzisko und Courrière drängten die alte und doch ewig neue Frage auf: „Gibt es eine Vorsehung? Oder sind wir ausnahmslos dem ehernen Naturgesetz unterworfen? Sind wir dem Zufall preisgegeben? — Auch in der Zukunft werden Erdbeben und Zyklone, Überschwemmungen und vulkanische Eruptionen unsern Planeten heimsuchen und dessen Bewohner mit Angst und Schrecken erfüllen, aber über allen diesen Katastrophen wird der Stern der weisen göttlichen Allmacht, des Absoluten, des zielbewußten, organisierenden Gestaltungsprinzips — nennt es, wie ihr wollt! — in hellem Strahlenglanze stehen bleiben und als unverrückbarer Pol sein Licht in die Dämmerung unseres nur halben Wissens und Erkennens hineinscheinen lassen." — J. Brierley, „Die Ethik der Gewalt." „Wenn wir eine Ethik der Gewalt bei uns gelten lassen, dann müssen wir auch fest an die Ethik Gottes glauben. Wir werden in dem Glauben bleiben, daß er seine Macht nur aus lauter Güter gebrauchen wird." — F. Heman, „Der Philosoph des Anarchismus und Nihilismus. Zum 100jährigen Geburtstag Max Stirners." Max Stirner nannte sein eigenes Werk „ein gewaltiges, rücksichtsloses, schamloses, gewissenloses, stolzes — Verbrechen, begangen an der Heiligkeit jeder Autorität". Und er zählt unter die Philosophen, nimmt eine Stelle ein in der Geschichte der Philosophie, hat die modernste Philosophie nicht unwesentlich vorbereitet und beeinflußt! Was wollen wir mehr? Wir haben die abgründlichsten Denker, welche in die schauerlichsten Tiefen des Menschengeistes hinabgestiegen sind — ach, daß doch bald einer käme, der uns wieder aus der Nacht und Finsternis des Nihilismus hinaufhöbe auf die lichten Höhen reiner, klarer, lebendigmachender und lebenfördernder Erkenntnisse, durch die der Menschengeist nicht verarmt, nicht verderbt und zerstört wird, sondern durch die er zum kräftigen Wachstum und zu innerer Bereicherung kommt!

Biologisches Zentralblatt. Nr. 24. E. Tschermak: „Über die Bedeutung des Hybridismus für die Descendenzlehre." Der Hybridismus (d. h. die Entstehung von Bastarden durch Kreuzung) ist für die exakte Descendenzlehre von nicht unerheblicher Bedeutung insofern, als durch Kreuzung neue Formen entstehen, aber auch stammelterliche Merkmale wieder auftreten können. Der Hybridismus stellt

somit eine reiche Quelle von Formen dar und gestattet zudem nicht selten eine experimentelle Ahnenprobe.

Evang. Volksschule, 19. Jahrgang, Nr. 99—101. K. Kühnle: „Vom Sündenfall zur Sintflut."

Friedensblätter XI, Heft 4. Rohr: „Christus und die Kritik in der Zeit der Aufklärung." Verf. zeigt, daß des Reimarus „Fragmente" mit der historischen Unmöglichkeit ihres Christusbildes ein größeres, unbegreiflicheres Wunder statuieren als die, welche sie aus dem Leben Jesu ausmerzen. J. Fischer: „Der Völkerapostel Paulus." Er hat nach seiner Bekehrung das christliche Ideal in seltener Reinheit zum Ausdruck gebracht in Lehre und persönlicher Lebensführung.

Bremer Beiträge zum Ausbau und Umbau der Kirche. Heft 1 (vergl. S. 99). O. Hartwich: „Zur Verständigung über kirchlichen Radikalismus." Eine solche ist nur möglich, wenn man das Wesen der modernen Geistesbewegung in der deutschen Volksseele überhaupt verstanden hat, dieses aber besteht im Individualismus, d. h. in der Selbstbehauptung der eigenen Persönlichkeit gegenüber den althergebrachten Schablonen der menschlichen Gesellschaft; es ist die Frage, ob diese das Recht hat, das Glücksgefühl des Einzelnen durch ihre öffentlichen Organe und ihre Satzungen zu zertreten. Heute haben wir die Ära des Individualismus, die das eigene Ich dem fremden als gleichwertig entgegensetzt und von der Gesellschaft fordert, daß sie sich dem individuellen Privatleben gegenüber geradeso rücksichtsvoll und bescheiden benehmen soll, wie sie dies vom Individuum in seinem Gemeinschaftsleben erwartet. Dementsprechend empfiehlt H. der liberalen Richtung, in der Kirche sich zu den idealen Zielen des Individualismus zu bekennen, nämlich: 1. klare Anerkennung des individuellen Rechtes auf jede Lebensfreude, sofern sie nicht die Rechte anderer verletzt; 2. keine theologisch-wissenschaftlichen Auseinandersetzungen, sondern psychologische Probleme und seelische Entwicklungen in der Predigt; 3. keine detaillierte Moralpredigt mit sittlichen Einzelforderungen, sondern Hebung des Persönlichkeitsgefühls als eines sittlichen Verantwortlichkeitsgefühls. So wird sich die Kirche dem Persönlichkeitsbewußtsein als dem Jungbrunnen unserer Zeit anpassen. Dies hält H. für das Christentum Jesu, wie er aus den Evangelien beweisen zu können glaubt. Trotz der etwas einseitigen Betonung des Individualismus ist dieser Aufsatz für alle Richtungen recht beachtenswert, auch die positive kann aus ihm lernen, auf das Sehnen unserer Zeit zu achten. O. Henke zeigt in „Das Napoleonproblem" in hübscher Weise, wie man mit Kalthoffscher Methode (nach der Christus nie gelebt hat) heute schon überzeugend nachweisen kann, daß es einen Napoleon nie gegeben hat. Man hat den Verf. des Plagiats beschuldigt, wie weit mit Recht, entzieht sich unserer Beurteilung.

Natur und Offenbarung. Heft 12. E. Söhner: „Ewiger Stoff — Ewige Schöpfung." Das Universum als Inbegriff alles in Raum und Zeit Seienden muß vor endlicher, wenn auch unangebbarer Zeit als ein Wirkliches zu existieren begonnen haben. Der Wirklichkeit muß entweder durch reine Satzung aus sich bestehen oder durch Schöpfung, sie geht aber nicht durch Entwicklung aus einem andern hervor. Das Universum bestand als reine Möglichkeit vor aller Zeit als Lieblingsgedanke einer geistesgewaltigen Intelligenz und wurde durch eine weisheitsvolle Tat der Allmacht in und mit der Zeit ins Dasein gesetzt, eine erschütternde Manifestation ihrer hoheitsvollen Größe. Ein Aufsatz mit bemerkenswerten Gedanken.

2. Bücher.

S. Levinstein, Dr. phil., Kinderzeichnungen bis zum 14. Lebensjahr. Leipzig, R. Voigtländer, 1905. 119 S. u. 73 Taf. 10 Mk. — Ein sehr beachtenswerter Versuch, die Zeichnungen der Kinder mit der Urgeschichte, Kulturgeschichte und Völkerkunde in Parallele zu setzen. Hier liegen in der Tat noch ungehobene Schätze der Forschung,

und die auch von Lamprecht im Anhang befürwortete Anregung in dieser Richtung weiter zu forschen, ist sehr beachtenswert. Mir persönlich war das Buch mit seinen dankenswert zahlreichen Bildern besonders interessant, weil ich schon seit einiger Zeit in einer ähnlichen Untersuchung stehe. Freunden kindlicher Kunst sehr zu empfehlen. Dt.

M. Meyer, Pf. Lic., Jesu Sündlosigkeit. Gr.-Lichterfelde, E. Runge, 1906. 27 S. 40 Pfg. — Dieses Heft der biblischen Zeit- und Streitfragen behandelt eine für unsere Zeit sehr wichtige Frage und stellt fest, daß Jesus in den Versuchungen des Lebens die geschlossenste Einheit mit Gott gewahrt hat und darum ohne Sünde geblieben ist, seiner ursprünglichen göttlichen Anlage gemäß.

G. Hoffmann, Dr. theol., Das Wiedersehen jenseits des Todes. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1906. 79 S. 1 Mk. — M. Seiling, Hofrat, Prof., Die Kardinalfrage der Menschheit. Leipzig, O. Mutze, 1907. 128. S. 2 Mk. — J. Müller, Dr. phil., Vom Leben und Sterben. München, C. H. Beck, 1907. 58. S. 1 Mk. — Die 1. Schrift bietet eine kurze und treffende geschichtliche Darstellung über die Ansichten von der Unsterblichkeit seit dem Altertum bis auf unsere Zeit. Das Ergebnis ist: wir tasten ewig an Problemen; aber für das Christentum ist der Unsterblichkeitsbegriff ein Wertbegriff, von dem es nicht lassen kann. — Die zweite Schrift ist eine interessante Studie eines früheren russischen Professors, interessant vor allem deshalb, weil sie den positiv christlichen Standpunkt mit spiritistischen und theosophischen Ideen vereinigt, was freilich nicht nach jedermanns Geschmack sein wird. — Das dritte Heft enthält Aufsätze aus des Verfassers „Grünen Blättern“, und man wird dafür dankbar sein; denn sie sind in der Tat schön und gedankenreich. Dt.

Chr. Muff, Geh.-Rat, Prof. Dr., Idealismus. 4. Aufl. Halle a. S., M. Große, 1907. 426 S. 6 Mk. — Dieses Buch gehört zu den wertvollsten Erscheinungen des Buchhandels, und daß es schon die 4. Auflage erlebte, ist ein Zeichen, daß auch unsere sonst an Idealismus so arme Zeit noch Menschen hat, die diesen schätzen. Der Verfasser erörtert zuerst den Begriff des Idealismus als der Geistesrichtung, die der frohen Gewißheit lebt, daß es über dem Irdischen und Gemeinen reine göttliche Mächte gibt. Sodann zeigt er die Art der Wirksamkeit dieser Geistesrichtung auf dem Gebiet der Religion, der Wissenschaft, der Kunst, des Lebens. Es ist ein hoher Genuß, die Gedanken des Verfassers nachzudenken, möchten viele meiner Leser sich ihn verschaffen, sie werden dann mit mir das Gefühl haben: der hier zu uns spricht ist selbst ein Idealist vom Kopf bis zur Sohle, und zwar in des Wortes edelster Bedeutung. (Vergl. Heft 2, S. 62.) Dt.

H. G. Voigt, Prof. Dr., Die ältesten Berichte über die Auferstehung Jesu Christi. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1906. 168 S. 2 Mk. — Leicht verständlich bei aller Wissenschaftlichkeit. Die empfehlenswerte Schrift sucht, ohne Harmonistik, mit Hilfe einer richtigen historischen Kritik die hinter den Quellen stehenden Ereignisse zu erforschen und den historischen Verlauf festzustellen. Die Auferstehung wird dabei dem Verfasser zur Tatsache.

O. Bertling, Prof. Dr., Was ist Wahrheit. 2. Tausend. Hamburg, Rauhes Haus. 320 S., geb. 4.50 Mk. — Der Verfasser liefert hier zusammen mit Direktor Hennig und Lic. Weber ein für alle Apologeten äußerst brauchbares Handbuch, dem wir weiteste Verbreitung bei allen solchen wünschen. Nach allgemeinen Vorfragen wird eine wissenschaftliche Grundlegung gegeben, dann eine Apologie des Christentums, ein besonderer Abschnitt klärt auf über irreführende Autoritäten. Hennig behandelt sehr gut die Methode der Apologethik und Weber gibt eine dankenswerte Übersicht über die apologetisch brauchbare Literatur. Dt.

J. Kant, Kritik der reinen Vernunft. Leipzig, Dürrsche Buchhdl. 1906. 769 S. 4 Mk. — Dieser Band ist die 9. Auflage der von Valentiner revidierten Ausgabe und leitet als 1. Band Kants sämtliche Werke in der „Philosophischen Bibliothek“ ein.

W. Nithack-Stahn, Der Mittler, Halle a. S., J. Fricke. 387 S. — Ein Roman der modernen Theologie, also Tendenzroman. Der Verf. verfügt über einen glänzenden Stil, und wir wollen auch gern anerkennen, daß er die positive Theologie nicht verletzt, wie es sonst oft geschieht, allein die Entwicklung vom positiven zum liberalen Standpunkt psychologisch und innerlich wahr zu schildern ist ihm nicht gelungen, obwohl Einzelnes dem Leben gewiß abgelauscht ist. Manches ist geradezu ungeheuerlich, so z. B. daß der als Gymnasiast ganz naivgläubige Held schon im 1. Semester ganz und gar umschwenkt und dann während des ganzen Studiums mit seinem Vater, einem altgläubigen Pfarrer, über seine innere Stellung auch nicht ein einziges Mal redet. Dieser Pfarrer ist sehr achtungswert geschildert, allein, indem der Verf. überhaupt keinen wirklich geistig bedeutenden Vertreter der positiven Seite einführt — gibt es die für ihn überhaupt nicht? — macht er sich seine Aufgabe doch zu leicht. Der Titel ist unmotiviert. Erst zuletzt merkt man, was er bedeutet: der Held wird anderen zum „Mittler" neuen Lebens. Dt.

W. Bölsche, Naturgeheimnis. 6.—8. Tausend. Jena, E. Diederichs, 1906. 311 S. — Bölsche schreibt stets gut und, man muß auch das anerkennen, nicht wie sein Meister Haeckel verletzend. Im Gegenteil, er hat sich ein gewisses mystisches Frömmigkeitsgefühl erhalten, was hie und da zum Ausdruck kommt. Mit Kritik muß er stets genossen werden. Wer diese besitzt und ihn kennen lernen will, greife nach diesem Buch, das schon lange nicht mehr sein letztes ist. Dt.

Gr. Allen, Die Entwicklung des Gottesgedankens. Jena, H. Costenoble, 1906. 355 S. — Die Tendenz dieses Buches lehnen wir ab, es will nachweisen, daß jede Religion mittelbar oder unmittelbar aus dem Kult vergötterter Menschen hervorgegangen ist, auch das Christentum; wie der Verf. hierbei noch versichern kann, daß er nicht niederreißend, sondern aufbauend wirken wolle, entzieht sich unserem Verständnis. Seine Untersuchung ist durch jenes Dogma, von dem er ausgeht, verdunkelt. Dt.

Fr. Schleiermacher, Über die Religion. Herausg. von R. Otto. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1906. 192 u. XIV S. — Eine gute und dankenswerte Jubiläumsausgabe des berühmten Buches.

H. Wernitz, Er führet mich zum frischen Wasser. Dresden, C. J. Ungelenk. 70 S. — Eine Sammlung von Liedern und Gebeten für Kranke und Betrübte. Man merkt es ihrer Innigkeit und ihrer Tiefe an, daß sie an Kranken- und Sterbebetten empfunden sind. Gar mancher wird sich an ihnen erfreuen.

E. Bischoff, Dr., Im Reiche der Gnosis. Leipzig, Th. Grieben, 1906. 149 S. 2.40 Mk. — Kurze geschichtliche Darstellung des jüdischen und christlichen Gnostizismus, des Mandäismus und Manichäismus und ein Versuch, diese Erscheinungen als babylonisch-astralen Ursprungs zu erweisen.

F. A. Lange, Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. 2 Bde. Leipzig, Ph. Reclam jun., geh. jeder Band 1.20 Mk — Wir können zwar nicht diesem berühmten Buch die große Bedeutung zusprechen, di ihm von mancher Seite angedichtet wird, auch ist es, weil für die Gegenwart veraltet heute vom Laien mit besonderer Kritik zu behandeln, allein eine gewisse Bedeutung wir es stets behalten, und daher ist diese billige Ausgabe aus der „Universalbibliothek" gewi dankenswert.

J. Ude, Dr. phil., Monistische oder teleologische Weltanschauung Graz, Styria. 1907. 120 S. — Eine Reihe von Vorlesungen, welche der Verf., Priva dozent in Graz, vor Hörern aller Fakultäten gehalten hat und in denen er das gute Rech der teleologisch-dualistischen Weltanschauung gegenüber der monistischen sehr klar und ein leuchtend darlegt. Sehr zu empfehlen. Dt.

G. Boeckh, Dr. med., Ehefragen. Hamburg, Rauhes Haus, 4°, 219 S geb. 3 Mk. — Ein Buch, das, von großem sittlichem Ernst getragen, für Braut- ur Eheleute ärztliche Winke gibt.

E. Pfennigsdorf, Lic. theol., Fromm und frei. Schwerin, Fr. Bahn, 1907. 144 S., br. 2 Mk. — „Ein Führer im Glaubenskampf der Gegenwart für jedermann." In der Art, wie des Verf. „Christus im modernen Geistesleben" gehalten, aber kürzer. Der Verf. weiß klar und exakt zu schreiben, auch versteht er das Berechtigte am Modernen zu verwerten, um dem Glauben zu dienen, so zeigt er sich auch hier wieder als wirkungsvoller Apologet. Dt.

J. von Olivier, Monistische Weltanschauung. Leipzig, C. G. Naumann, 1906. 157 S. — Ein ziemlich ungenießbarer Versuch mit trockenen mathematischen Deduktionen eine Art Weltanschauung zu begründen, die vom wahren Monismus sehr weit entfernt ist. Der Verf., der erklärt, daß er ein langes Leben hinter sich hat, wettert zum Schluß gegen Dogmatismus und Orthodoxe, mit denen er nichts zu tun haben will, für ihn hat der Buddhismus seine Aufgabe viel höher erfaßt als das Christentum. Das allein sagt genug. Über den weiteren Inhalt des Buches wollen wir schweigen. Glücklicher wird der Verf. mit diesem Schlußwerk seines Lebens niemanden machen. Dt.

H. Spengler, Pilgerstab. 22. Aufl. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1902. 985 S. — Derselbe, Der Kleine Pilgerstab. 11. Aufl. Ebenda, 1901. 347 S. — Diese beiden Andachtsbücher für alle Tage des Jahres mit Morgen- und Abendandachten haben schon lange in unseren Familien Bürgerrecht. Es genügt, an sie zu erinnern. Sie werden sich neben der Flut neuer Andachtsbücher ihre Stelle erhalten. Sie sind äußerst geschickt zusammengestellt.

G. Wurster, Abendsegen für die christliche Familie. 1.—5. Tausend. Karlsruhe, Ev. Schriftenverein, 1906. 400 S., geb. 2 Mk. — Wer einmal mit seinem Andachtsbuch wechseln will greife zu diesem ebenso billigen wie gediegenen Buch.

O. H. Frommel, Heute und die Ewigkeit. Tägliche Andachten. Reutlingen, Enslin & Laiblin. 389 S., geb. 2 und 3 Mk. — Diese Andachten gehören zu den besten und wirkungsvollsten, die ich je gelesen. Im besten Sinne für den modernen Menschen geeignet, wie der Titel es besagt, will der Verf. immer wieder zeigen, wie unser „heute" überall mit dem Ewigen zusammenhängt. Den Mittelpunkt bildet überall die Person Christi. Dt.

M. v. O., Betrachtungen über das Markus-Evangelium. Schwerin, Fr. Bahn, 1906. 184 S., geh. 1.80 Mk. — Das Buch ist für Helferkreise bestimmt, allein da es auch für die Jugend berechnet ist, so möchten wir es auch denen empfehlen, die einmal bei der Andacht im Familienkreise das Markus-Evangelium im Zusammenhang lesen wollen.

Fr. Baun, Zitatenschatz zu den Grundwahrheiten des Christentums. Stuttgart, Holland & Josenhans, 1907. 336 S., geh. 2.50 Mk. — Ein sehr brauchbares Buch mit zahlreichen Aussprüchen berühmter Männer aus allen Zeiten, sehr übersichtlich geordnet.

Fr. Kliche, Für Arbeit und Stille! Kassel, E. Röttger, 1. u. 2. Heft. 1 Mk. — Dieses sehr brauchbare Werk enthält „Gedanken, Bilder und Dispositionen zu den Neuen Eisenacher Evangelien". Ein guter Gedanke sehr gut ausgeführt. Das Werk ist auf 10 Hefte berechnet.

Wilhelm Steinhausen, Die Bergpredigt. Fünf Wandbilder in der Aula des Kaiser Friedrich-Gymnasiums zu Frankfurt a. M., herausgegeben vom Kunstwart. München, Callwey. 1.50 Mk. — Steinhausen-Mappe. Zehn Bilder, davon eines in Dreifarbendruck, der größere Teil in Duplexautotypie, die übrigen in abgestimmten Tönen, sämtlich aufgeklebt auf grauen Karton, mit dem Selbstbildnis des Künstlers. Kunstwartverlag. 4 Mk. — Mit der Herausgabe dieser beiden Mappen, unter denen die größere in jeder Beziehung den Vorzug verdient, hat sich der Kunstwart ein Anrecht auf den Dank aller Freunde einer echten, christlich inspirierten und das deutsche Gemüt

anheimelnden Kunst erworben. Hier redet Meister Steinhausen unmittelbar zu uns und offenbart uns die reiche und tiefe Innenwelt seiner Seele. Blätter, wie die herbe Gestalt des Bußpredigers in der Wüste, der predigende Christus im Kahn, das Gespräch Jesu mit Nikodemus, aber ebenso ein so köstlicher Ausschnitt aus der unbelebten Natur, wie der lauschige Waldwinkel, auf den durch das Gezweig der Bäume das Sonnenlicht herniedertropft, lassen uns so bald nicht wieder los. — Der Bilderkreis aus der Bergpredigt bedarf zum vollen Verständnis seines tiefen Gedankeninhaltes einer Auslegung, wie sie M. Ledwig für diese Mappe geliefert hat. Ma.

H. Thode, Prof. der Kunstwissenschaft in Heidelberg, Kunst und Sittlichkeit. Heidelberg, Winter, 1906. 37 S. 80 Pfg. — G. Hilbert, Pastor in Leipzig, Kunst und Sittlichkeit. Leipzig, Deichert, 1906. 66 S. 1 Mk. — Es handelt sich in diesen beiden Schriften um ein Thema, des brennendsten Interesses aller derer würdig, welchen die Gesundung unserer Kultur am Herzen liegt. Aus dem tiefen Empfinden heraus für die Not der gegenwärtigen Mißstände und Mißverständnisse hat Thode in seinem auf Einladung „Des Volksbundes zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild" gehaltenen Vortrag ein mannhaftes Bekenntnis abgelegt für den dem natürlichen Gefühle unmittelbar klaren Zusammenhang zwischen Kunst und Sittlichkeit und gegen eine ästhetische Anschauung, welche das Unsittliche in der Kunst mit irrigen formalistischen Thesen zu bemänteln, ja zu rechtfertigen sucht. Möchte sein Ruf der Würde des Menschentums und der Ehrfurcht vor uns selbst eingedenk zu sein, weite Kreise zur Besinnung führen! — Hilbert vermag durch seine ruhig abwägenden, klaren Ausführungen, welche die Gedanken Thodes ergänzen und beträchtlich erweitern, bei den „Moralisten" das Verständnis für die Eigenart und der Kunst, bei den Künstlern das Verständnis für die Sittlichkeit und deren allem Reinästhetischen übergeordnete Bedeutung wesentlich zu fördern. Wir kennen bis jetzt keine Behandlung des Themas, welche den auseinanderstrebenden Interessen der beiden zunächst getrennten Welten so gerecht wird wie die vorliegende. Ma.

Voigt, G. H., Perpetua. Dramatisches Gemälde aus der Zeit der Christenverfolgungen in 5 Aufzügen. Stuttgart, Steinkopf, 1905. 1,20 Mk. — Derselbe, Wendungen. Historisch-dramatische Dichtungen über die Zeit Gregors VII. in 5 Aufzügen. Ebda, 1905. 1,20 Mk. — Zwei feine Dramen des Hallenser Professors der Kirchengeschichte, wie geschaffen zur Aufführung auf größeren christlichen Festen, besonders das zweite von aktuellem Interesse: Der Tag von Kanossa. Z.

Koch-Westerhove, J., Alboin. Tragödie in vier Aufzügen. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1906. 2 Mk. — Eine neue Dichtung von Koch, der sich durch sein Schauspiel „Der Baum der Genesung" schon bekannt gemacht hat. Sie führt uns an den Hof des Langobardenkönigs Alboin, spannend und gut in den Charakteren. Z.

Kübel, R., Kleine Bibelkunde. Mit 2 Karten. 7. Aufl. Stuttgart, Steinkopf, 1906. 48 S. — Bekannt und gut.

Fischer, Lic., E. Fr., Die christliche Religion als Religion des Dualismus. Leipzig, Deichert, 1906. 1 Mk. — Verf. tritt für den christlichen Dualismus ein und verteidigt ihn gegen die 3 Arten von Monismus, die heute in Geltung sind. Der recht verstandene Dualismus ist weder überflüssig noch unmöglich noch ungeschichtlich. Anthropologie, Geschichtsphilosophie und Geschichtsurkunden sind die Beweismittel. — Gute Gesichtspunkte, wenn auch etwas wortreich, durchgeführt. Z.

Mayer, Lic. Dr., G., Die neuen evangelischen Perikopen. Exegetisch-homiletisches Handbuch. 2. Aufl. Leipzig, Deichert, 1906. 11 Lieferungen à 1 Mk. — Eine sehr eingehende Bearbeitung der Perikopenreihe, wertvoll vor allem durch geschickte Heranziehung neuerer Ausleger, wie Schlatters, Kögels, M. Frommels u. a. Dem griechischen Text folgt die Einzelauslegung, die „Homiletische Verwertung" und vielfach recht glückliche Dispositionen. (Die Zahl der Druckfehler ist nicht ganz gering.) Z.

G. Weitbrecht, Prälat, **Das Gebet zu Jesus.** 2. Aufl. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1906. 22 S. — Die Schwierigkeit, die in der Frage nach dem Gebet zu Jesus liegt und die auch wir schon in Glauben und Wissen 1905 S. 31 erörterten; löst der Verf. treffend mit den Worten: „wir können nicht den Vater anrufen ohne durch Christus, und wir können nicht Christus anrufen, ohne daß wir in ihm zugleich den Vater suchen und haben.“ Dt.

K. Müller, Prof. Dr., **Die Heilstatsachen und der Glaube an den persönlichen Gott.** Neukirchen, vg. Verein. 27. S. 0,45. — Es ist bemerkenswert, daß diejenigen, welche den Glauben an die christlichen Heilstatsachen verloren haben, zumeist auch an die Stelle des persönlichen Gottes den pantheistischen gesetzt haben. Dem gegenüber betont der Verf. in diesem Vortrag einmal kräftig den im Thema ausgesprochenen Zusammenhang. Sehr zu empfehlen. Dt.

W. Schuster, Pfr., **Vogelhandbuch.** Mit 70 Abbildungen, Berlin, Fr. Pfennigstorff, 1905. 100 S. 1 Mk. — Ein sehr empfehlenswertes Buch für alle Vogelliebhaber, es beschreibt kurz und gut alle einheimischen Vögel, ihre Eier, Nahrung Stimme usw., so daß es sich auf Spaziergängen bestens gebrauchen läßt. Der freie Raum am Rand für eigene Beobachtungen sollte bei einer Neuauflage fortfallen, dazu ist er doch zu klein, und ohne ihn wird das Buch noch viel handlicher. Dt.

Fr. Oels, **Paulus der Apostel der Deutschen.** Selbstverlag des Verfassers, Würgsdorf (Schlesien). 64 S. 75 Pfg. — „Ein deutsches Volksschauspiel. Aus der Zeit — für die Zeit,“ in kräftiger, z. T. recht schöner Sprache. Wenn wir auch nicht glauben, daß in Paulus germanisches Blut floß, so ist doch sicher, daß er sich bestens in deutsches Leben einfügt. Wir wünschen dem Verf., daß er sein Werk bald einmal auch als Volksschauspiel aufgeführt sehen möge. Es verdient es.

R. Wieland, Lic., **Die Arbeit an den Suchenden aller Stände.** Göttingeu, Vandenhoeck & Rupprecht. 1906. 232 S. — Ein brauchbarer praktischer Wegweiser für die apologetische Arbeit, den wir den in solcher Stehenden gern empfehlen. Allerdings ist die angegebene Literatur mit Vorsicht zu benutzen; denn wenn sich der Verf. auch bemüht, der positiven Richtung gerecht zu werden, so ist ihm dies doch nicht überall gelungen. Im übrigen sind viele seiner Winke beherzigenswert. Dt.

F. J. Winter, **Apologetische Predigten.** Dresden-A., C. L. Ungelenk. 153 S. 1.50 Mk. — Dieser Band „Der Predigt der Kirche“ ist sehr dankenswert. Er enthält Beiträge bedeutender Kanzelredner der Gegenwart. Angesichts unserer heutigen religiösen Nöte sollte die Predigt ab und zu direkt in den Dienst der Apologetik treten, und dazu bieten diese Predigten eine gute Anleitung.

Die X. Christliche Studentenkonferenz 1906. Bern, A. Francke. 1906. 73 S. 1 Mk. — Auch die diesjährige Konferenz ist nach diesem Bericht anregend verlaufen. Wir heben aus dem Bericht besonders hervor Schlatter „Paulus und das Griechentum.“

P. Blau, Konf.-Rat, **Bergsegen.** Gedanken und Gedichte aus den Bergen. Hamburg, Rauhes Haus. 141 S. — Anspruchlose kleine Skizzen und wohllautende Gedichte, die man gern in stiller Erholungsstunde, besonders in der Sommerfrische lesen wird.

O. Ryz, **Es steht geschrieben.** Bern, A. Francke. 1906. XII., 408 S. 2 Mk. — Eine Sammlung von Bibelworten zur Belehrung, Ermahnung und Tröstung der Christen. Recht zu empfehlen.

Graue, G., **Die protestantische Lehrfreiheit.** Vortrag. Berlin, Schwetschke, 1905. — Verf. tritt für die Lehrfreiheit in weitgehendem Maße ein, warnt nur vor Friedensstörung auf der Kanzel und hat auch ein Gefühl für die Ungeschichtlichkeit der „Religionsgeschichtl. Volksbücher“. Z.

Der Weg göttlicher Zeugnisse. 6 Vorträge (von bibelgläubigen Pastoren). 6. Jahrg. Elberfeld, Buchhdlg. der Ev. Gesellsch. für Deutschland. Geb. 1,20 Mk. — Sehr empfehlenswert.

A. Dix, Zu Freude und Trost. Dresden, C. L. Ungelenk. 143 S., geb. 2,50 Mk. — Schöne und edle religiöse Gedichte einer gottbegnadeten Dichterin, man möchte sagen: aus Geroks Schule. Ein schönes, empfehlenswertes Konfirmationsgeschenk.

Th. J. Hudson, Der göttliche Ursprung des Menschen. Deutsch von E. Herrmann, Leipzig, A. Strauch, 1907. 255 S., geb. 8,50 Mk. — Wir haben von dem Verf. schon „Das Gesetz der psychischen Erscheinungen" empfohlen, es ist auch die Hauptgrundlage für den Spiritismus-Artikel in Heft 1 und 2. Hier tritt uns der Verf. mit einem neuen sehr bemerkenswerten Buch entgegen. Seine Methode ist die, daß er von den Voraussetzungen Haeckels und seiner Genossen ausgeht, dann aber zu ganz anderen Ergebnissen kommt. Sehr gut! Allein dies kann natürlich auch zu Fehlschlüssen führen, insofern, als Hudson den Voraussetzungen Haeckels zu viel traut. Das geschieht mehrfach, so daß wir manches in dem Buch mit Fragezeichen versehen. Allein es bleiben so viel gute Gedanken und so viel Anregendes, daß wir auch dieses Werk Hudsons gern empfehlen. Leider ist die Übersetzung schlecht, ja an manchen Stellen geradezu falsch. So gebraucht der Übersetzer z. B. das Wort Exponent ganz falsch. Darunter leidet die Ausgabe recht bedenklich. Übrigens werden wir auch auf dieses Buch wie auf das andere von Hudson zurückkommen. Dt.

Paul Drews, Der evangelische Geistliche in der deutschen Vergangenheit, Bd. 12 der Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. 146 S. 110 Abb. und Beilagen nach Originalen, größtenteils aus dem 15. bis 18. Jahrhdt. Jena, Diederichs, 1905. Brosch. 4 Mk., geb. 5,50 Mk. — Ein interessantes Buch, welches die Stellung des evangelischen Geistlichen im Strome des deutschen Kulturlebens in den geschichtlichen Epochen von der Reformationszeit an bis einschließlich der Periode der Aufklärung nach den verschiedensten Seiten hin beleuchtet. Ma.

W. Meyer-Markau, Vom Religionsunterrichte. Nebst einem Briefwechsel über den Religionsunterricht mit dem Kultusminister D. Dr. Bosse. Minden, C. Markowsky. 70 Pfg. — Insoweit der Verf. sich gegen die Überbürdung der Volksschule mit religiösem Lern- und Lehrstoff wendet, stehe ich ganz auf seiner Seite. Nicht beizutreten vermag ich seinen radikalen Anschauungen über das Alte Testament, das er fast ganz aus dem Religionsunterrichte beseitigt wissen will und für dessen Stellung in der Heilsgeschichte und pädagogischen Wert er gar kein Verständnis hat. Interessant ist der im Anhange wiedergegebene Briefwechsel mit dem Kultusminister Bosse. Das unter Mitwirkung von Prof. Dr. Weinel aufgestellte Verzeichnis von Schriften enthält leider fast nur Werke liberal gerichteter Theologen. F.

Religionsphilosophie in Einzeldarstellungen. Herausg. von O. Flügel. Langensalza, Beyer & Söhne, 1906. Heft VI bis VIII 1,25 Mk. à 70 Pf. — Die neusten Hefte dieses von uns bereits warm empfohlenen Unternehmens enthalten: VI. Descartes Malebranche, VII. Spinoza, VIII. Leibniz, alle drei nach Chr. A. Thilo.

W. Rein, Prof. Dr., Stimmen zur Reform des Religionsunterrichts. Langensalza, Beyer & Söhne, 1906. 80 Pfg. — A. Richter, Taubstummenlehrer, Religionsunterricht oder nicht? Ebenda, 1906. 1 Mk. — Diese Schriften bilden Heft 284 bezw. 286 des „Pädagogischen Magazins" (Herausg. v. Fr. Mann). Rein bringt hier wieder eine Anzahl Stimmen zum Religionsunterricht in Form von Thesen. Die Urteile, mag man ihnen zustimmen oder nicht, sind ernst und vielfach beachtenswert, sie stehen turmhoch über der Verständnislosigkeit in den von uns besprochenen Gutachten, die der Bremer Lehrer Gansberg sammelte. — Die 2. Schrift ist ein beachtenswertes „pädagogisches Gutachten" zu dem berüchtigten Antrag der Bremer Lehrerschaft, sie sucht aber auch Positives zu bieten, etwa von Euckens Standpunkt aus.

Druck: Christliches Verlagshaus, Stuttgart.